

WEGGENOSSEN DER REVOLUTION

FRANZ KREY - MARIA UND DER PARAGRAPH

FRANZ
KREY

4.50

MARIA
UND DER

218

WEGGENOSSEN DER REVOLUTION

FRANZ KREY
MARIA UND DER PARAGRAPH



WEGGENOSSEN DER REVOLUTION

Zwei Erpressungen

Der Brief war unterschrieben:

„Einer, der alles weiß und Sie ins Gefängnis bringen kann!“ Er forderte hundert Mark.

„ . . . Zu übergeben im Café Siebert an den Mann, vor dem auf dem Tisch eine schwarze Mappe mit einem blauen Brief darauf liegt. Der Brief ist an die Staatsanwaltschaft gerichtet und enthält alle Einzelheiten ihres Falles. Der Mann wartet von 15 bis 17 Uhr und keine Minute länger. Sind Sie bis dahin nicht gekommen, wird der Brief sofort abgeschickt. Versäumen Sie nicht zu kommen. Ich bin zu allem entschlossen. Sie sind dem Zuchthaus verfallen! In der Erwartung, daß Sie lieber den für Sie unerheblichen Betrag zahlen wollen, als ins Zuchthaus zu kommen,

empfiehlt sich mit gebührender Hochachtung
Einer, der alles weiß usw.“

Die erschreckte Frau telefonierte sofort an ihren Mann.

Das Büro meldete sich.

„Wer ist am Apparat?“

„Fräulein Schwarzkopf!“

„Hier ist Frau Mayer. Geben Sie mir sofort meinen Mann. Sagen Sie ihm, es sei ganz dringend!“

Es dauerte beinahe zwei Minuten, bis der Mann sich meldete.

„Na?“ fragte er lässig.

„Simon, bist du es?“ fragte die Frau. Sie konnte die Stimme nicht deutlich erkennen.

„Natürlich bin ich es,“ erwiderte der Mann, wegen der Frage verstimmt. „Was willst du denn?“

„Ich muß dich sofort irgendwo sprechen!“

„Das ist ganz ausgeschlossen. Ich kann jetzt unmöglich weg. Was ist denn schon wieder los?“

„Das kann ich dir nicht am Telefon sagen. Wir müssen uns so sprechen!“

„Also das ist ganz ausgeschlossen!“ sagte der Mann bestimmt. „Du mußt bis Mittag warten. Ich kann doch nicht um jeden Dreck von hier weglaufen!“

„Du mußt! Du mußt!“ schrie die Frau in den Apparat hinein. Sie war so aufgeregt, daß der Mann ihren stoßenden Atem hörte.

„Es hängt mit der Schweizer Reise zusammen!“

„Na und?“ fragte der Mann ungeduldig. „So red' doch schon!“

„Das kann ich doch nicht am Apparat!“ Die Frau war ganz verzweifelt. Sie schluchzte.

Der Mann sagte beruhigend: „Aber da ist doch nichts Schlimmes bei, Schatzi!“

„Aber ich habe einen Brief bekommen. Es will einer Geld haben!“

Sie weinte laut. Der Mann glaubte für einen Augenblick, ihre Tränen zu spüren. Aber es rührte ihn nicht besonders.

„Ich habe solche Angst!“ sagte die Frau.

„Angst? Brief? Geld haben? Wer will Geld haben?“

„Das kann ich dir nicht am Telefon sagen! Wieviel mal soll ich dir das denn noch sagen!“ schrie sie. Sie wurde böse. „Du mußt kommen! Es geht dich genau soviel an wie mich!“

„Gut, ich will mal sehen,“ lenkte der Mann ein.

„Nein! Bestimmt!“

„Schön, meinetwegen!“

Er ärgerte sich, wagte aber nicht mehr zu widersprechen und sagte: „Ich bin doch verdammt neugierig, was du wieder hast!“

„Willst du nach Hause kommen oder sollen wir uns in der Stadt treffen?“ fragte sie, „und wann? Es muß so schnell wie möglich sein. Am besten, du kommst sofort nach Hause!“

„Das ist ganz ausgeschlossen! Ich bin um elf im Bahnhof.“

„Aber bestimmt?“

„Ja! Ja! Ja!“ schrie er und hängte wütend ein.

Die Frau zog sich sofort für den Ausgang um. Sie war so erschreckt durch den Brief, daß sie sich gar keine Mühe gab, vorteilhaft zu erscheinen.

Im Bahnhofrestaurant waren um elf Uhr bereits alle Tische besetzt. Die Frau blieb an der großen Doppeltüre stehen und über- sah die Tischreihen. Ihr Mann war noch nicht da. Sie setzte sich an einen Tisch, an dem ein älterer und ein jüngerer Herr speisten. Der Jüngere erhob sich zu einer Verbeugung, setzte sich aber sofort wieder, als er ihr ins Gesicht gesehen hatte. Ich muß fürchterlich aussehen, dachte sie ärgerlich.

Der ältere Herr beachtete sie gar nicht. Er löffelte hastig seine Suppe. Dabei las er im Adreßbuch. Mitunter machte er Notizen in ein Taschenbuch. Der Kellner nahm den leeren Suppenteller fort, setzte den Speiseteller vor und das Tablett mit den Speisen. Der Lesende schob achtlos und wahllos die Speisen auf den Teller und stocherte die Brocken heraus. Er aß, ohne daß er sah, was er aß.

Ihr Mann kam kurz vor zwölf. Er begrüßte sie flüchtig und verlangte sofort den Brief. Sie war der Auffassung, daß es unvorsichtig sei, im vollen Lokal darüber zu sprechen. Er widersprach, weil er keine Lust hatte, anderswohin zu gehen. Aber sie beharrte bei ihrer Meinung.

„Gut,“ sagte er schließlich, „gehen wir in den Stadtpark!“

Unterwegs gab sie ihm den Brief. „Ich möchte doch verteufelt gerne wissen, woher der Kerl die Geschichte weiß!“ sagte er.

„Hast du soviel Geld bei dir?“ fragte sie.

„Ich bin doch kein Millionär!“ erwiderte er heftig.

„Dann mußt du es dir eben beschaffen. Ich habe nichts mehr!“ Das war nicht wahr. Aber sie sah nicht ein, warum sie das Geld besorgen sollte.

„Es ist einfach undenkbar, daß das jemand weiß!“ Er hatte gar nicht gehört, was sie gesagt hatte.

„Jedenfalls weiß er es!“ sagte sie gereizt darüber, daß er nicht auf sie hörte. „Wann kannst du mir das Geld geben? Ich habe fürchterliche Angst!“

„Ich denke gar nicht daran, zu bezahlen. Billig war der Kram sowieso nicht, und hinterher noch ausmisten laß' ich mich erst recht nicht!“

Es war völlig unüberlegt, was er sagte. Aber er ärgerte sich, einmal über seine Frau und dann über die unerwartete Geldausgabe. Er glaubte nicht daran, daß sie zu vermeiden war. Aber er brauchte ein Ventil für seinen Aerger und darum widersprach er der Frau.

„So!“ zischte sie böse. „Dir passiert ja nichts!“ Sie zitterte vor Empörung.

„Ach was,“ sagte er, „deine Befürchtungen sind ja lächerlich! Dir kann gar nichts passieren!“

Sie erwiderte voller Hohn: „Das behauptest du so kühn. Du liest wohl keine Zeitungen? Wenn du mir das Geld nicht gibst, leihe ich es mir. Ich bin doch nicht verrückt und gehe womöglich noch ins Gefängnis!“

Er sah ein, daß er so nicht weiterkam. Er sagte: „Ich mache dir einen Vorschlag. Ich fahre jetzt zu Salomon. Wenn ich mich beeile, erwische ich ihn noch in seinem Büro. Zum Essen bin ich zu Hause. Bis dahin hat die Sache noch dicke Zeit!“

Er ließ die Frau stehen und lief hinter einer Straßenbahn her, die vorbeigefahren war. Er erreichte sie nicht. Atemlos gab er die Jagd auf und winkte eine Taxe herbei.

•

Salomon war im Begriff Mittag zu machen, als Mayer kam. „Das kostet Ueberstunden!“ scherzte er.

Er bot Zigarren an. Mayer drehte die Zigarre nervös zwischen den Fingern. Er konnte sich nicht entschließen, zu sprechen.

„Na“, ermunterte ihn der Rechtsanwalt. „Schießen Sie los.“

„Die Sache ist verdammt diskret.“

„Sie tun genau so, als kennen wir uns erst seit gestern!“

„Es ist eine ganz intime Geschichte!“

„Wofür sind wir Rechtsanwälte denn da? Haben Sie jemand umgebracht? Wollen Sie mit der Kasse durchgehen? Konkurs in Sicht, oder haben Sie nur einen kleinen Bankeinbruch vor? Alles Sachen, die ich zur besten Befriedigung meiner Klienten schon bearbeitet habe. Alter Praktiker. Erste Kraft am Platze. Unberufen.“ Er klopfte dreimal unter seinen Schreibtisch.

Mayer gab ihm den Brief.

„Böse Sache,“ sagte Salomon, nach dem er ihn gelesen hatte. „Da werden Sie wohl dran glauben müssen. Das ist eine Goldquelle für diese Brüder. Das ekelhafteste Geschäft übrigens. Aber verdienen tun die Kerle, davon können Sie sich kaum ein Bild machen. Ueberlegen Sie selbst: bei rund einer Million zweihunderttausend Fällen pro Jahr nach der amtlichen Statistik!“

„Ein Haken ist dabei; sie war in der Schweiz!“

Der Rechtsanwalt rief: „Aber dann ist doch alles in bester Ordnung. Paragraph vier, Ziffer drei des Strafgesetzbuches. Woüber regen Sie sich überhaupt auf? Lassen Sie den Kerl einfach verhaften!“

„Seh ich so blöd aus. Und nachher der Skandal?“

„Machen Sie es nicht, haben Sie den Kerl dauernd am Hals. Und zahlen Sie nicht, dann kommt die Geschichte ganz bestimmt unter die Leute. Dafür wird der saubere Bruder schon sorgen. Zeigen Sie ihn an, dann ist die Sache für Sie vollkommen erledigt. Der Mann hält seinen Rand und Sie sind ihn los. Sein Geheimnis lüftet er nicht. Er nimmt die paar Monate Gefängnis getrost auf den Buckel. Das ist Geschäftsrisiko. Lassen Sie ihn verhaften, das ist das Vernünftigste, was Sie tun können. Na?“

Mayer konnte nicht schlüssig werden.

„Soll ich die Polizei anrufen?“ drängte der Rechtsanwalt.

„Meinetwegen!“ Mayer gab die Entscheidung weiter.

„Ihre Frau muß natürlich mit dem Geld da sein, damit wir den Bruder in flagranti erwischen. Können Sie nicht auch da sein? Ich werde auch kommen. Aber sagen Sie ihrer Frau nichts von der Verhaftung, der Kerl riecht sonst Lunte.“

„Ich bin auch da,“ sagte Mayer.

*

Die Frau hatte voller Unruhe gewartet. Sie bestürmte ihren Mann mit Fragen.

„Was sagt Salomon? Was wollen wir machen? Nun rede doch schon endlich!“ drängte sie.

„Du mußt hingehen. Es ist eine Schweinerei.“

„Was habe ich dir gesagt,“ erwiderte sie triumphierend. „Du weißt ja immer alles besser!“

Sie ließ das Essen auftragen. Er aß mit gutem Appetit. Das ärgerte sie. Sie konnte vor Aufregung keinen Bissen schlucken.

„Hast du das Geld?“

„Donnerwetter, das hätte ich beinah vergessen“, sagte er kauend. Er gab ihr das Geld.

„Kannst du nicht mitgehen?“ fragte sie zögernd. „Du könntest dir eigentlich denken, daß mir das nicht so einerlei ist, hinzugehen.“

Sie versuchte recht liebenswürdig zu sein, um ihn nicht zu verärgern.

Er sagte nichts.

Sie fragte noch einmal. „Ich werde schon um drei Uhr hingehen. Du kommst dann nicht einmal zu spät ins Büro. Wer weiß, was das für ein Verbrecher ist. Aber wie mir zu Mute ist, ist dir ganz egal!“

„Ich habe ja verteufelt wenig Zeit," sagte Mayer und tat so, als koste es ihn viel Ueberwindung, „aber gut, ich bin auch da. Du muß aber so tun, als wärest du allein."

Im Kaffee Siebert saßen um drei Uhr fünf Gäste, vier Herren und eine Dame. Die Dame aß Sahnentorte. Zwei Herren spielten Schach. Sie saßen in der Mitte des Lokals an einem besonderen Tisch. Ein bekümmert und heruntergekommen aussehender Mann saß am Fenster, ein großer, untersetzter Mann, der durch eine Glatze, auf der zwei rote Narben waren, auffiel, in der Nähe der Tür. Die schwarze Mappe lag auf keinem Tisch.

Die Frau setzte sich so, daß sie das ganze Lokal überschauen konnte. Sie bestellte Tee. Sie war äußerst nervös durch die Spannung und Aufregung, in der sie sich befand.

Um fünf Minuten nach drei Uhr kamen gleichzeitig, als hätten sie sich draußen verabredet, Mayer und der Rechtsanwalt. Sie begrüßten unauffällig die Frau. Mayer sah sie erwartungsvoll an. Sie zuckte mit den Schultern.

„Er scheint noch nicht da zu sein," sagte Mayer zu dem Rechtsanwalt. „Wo setzen wir uns hin?"

„Möglichst so, daß wir alle im Auge haben."

Sie fanden einen geeigneten Platz in der Nähe des Büfetts. Sie bestellten Kaffee und Zeitungen.

Salomon sagte: „Er kann durchaus schon hier sein."

„Wer sind denn die Kriminalbeamten?"

Der Rechtsanwalt sah prüfend die Gäste an. „Vermutlich die Schachspieler, sie wollen am wenigsten auffallen."

Die Anwesenheit des Rechtsanwalts und ihres Gatten beruhigte die Frau etwas. Sie bestellte Kuchen nach. Sie hatte Hunger bekommen.

Bis $\frac{3}{4}$ Uhr kamen noch fünf Gäste. Die Frau, die Sahnentorte gegessen hatte, ging. Von den Hinzugekommenen besaß niemand eine schwarze Mappe.

Punkt vier Uhr legte der bekümmert aussehende Mann am Fenster eine Mappe auf den Tisch. Die Mappe war schwarz.

Die Frau erschrak und wartete gespannt. Der Mann legte nach einigen Augenblicken auch den Brief darauf.

Der Rechtsanwalt, der den Vorgang ebenfalls beobachtet hatte, flüsterte: „Da ist er!"

„Wo?" fragte Mayer, er rutschte unruhig auf seinem Stuhl herum und sah sich um.

„Bleiben Sie doch um Gotteswillen ruhig sitzen; Sie machen ihn ja auf uns aufmerksam!" mahnte der Rechtsanwalt.

Er bohrte ein Loch in seine Zeitung und beobachtete den Mann am Fenster. Mayer machte es ihm nach. Der Glatzkopf an der Türe sah ihnen belustigt zu.

Mayer war schwer enttäuscht. Der Mann am Fenster sah erschreckend heruntergekommen aus. Er hatte keinen sauberen Kragen um. Die Krawatte, verblichen und zerschlissen, sah aus wie ein Strick. Jeden Augenblick faßte der Mann nach ihrem Knoten

und zerrte ihn in die richtige Lage zurück. Der schäbige Anzug saß wie ein Sack. Der Mann war schlecht rasiert, das Gesicht grau, ungesund und hohlwangig. Nur die Hände des Mannes waren verhältnismäßig gepflegt. Er rührte seinen Kaffee dauernd, ohne zu trinken.

Der Mann entsprach in keiner Beziehung den Erwartungen, die Mayer an ihn gestellt hatte. Mayer hatte einen Mann erwartet, der aussah wie ein Vampir, wie ein Erpresser. Statt dessen sah er einen Mann, der aussah wie ein Arbeitsloser. Mayer war kein mutiger Mann, aber diesem kümmerlichen Menschen in die Fresse zu hauen hatte er unbändige Lust. Es juckte ihm förmlich danach in den Händen. Er war grenzenlos empört über die lumpige Erscheinung von Mensch, die ihn, Mayer, Getreidehandlung en gros, in Aufregung versetzt hatte. Er mußte sich zusammenreißen, um nicht hinüberzugehen und zuzuschlagen.

„Sitzen Sie doch ruhig!“ sagte ärgerlich der Rechtsanwalt. „Sie machen ihn ja aufmerksam. Nachher geht er uns noch durch die Lappen. Er wird es kaum selber sein. Der ist sicher nur vorgeschoben. Wahrscheinlich holt er das Geld nur ab, ohne eine Ahnung zu haben, daß er sich dabei strafbar macht.“

Mayer war wieder interessiert.

Seine Frau wußte im Augenblick nicht, was sie machen sollte. Sie sah Mayer erwartungsvoll an. Mayer zwinkerte mit den Augen und wies mit dem Kopf nach dem Mann am Fenster hin. Dabei lachte er. Ueber das Lachen ärgerte sich die Frau. Sie begriff einfach nicht, daß man in einem solchen Moment lachen konnte. Sie machte ein böses Gesicht. Mayer, der den Grund ihrer Verärgerung nicht wußte, sah sie erstaunt an. Aber sie beachtete ihn nicht mehr.

Sie sah den Mann am Fenster an. Er wurde unter ihren Blicken abwechselnd weiß und rot und faßte noch öfter als vorher nach der Krawatte.

Die Frau dachte: „Was für ein Prolet“ und beschloß, nur sechzig Mark zu geben.

Sie wartete noch einige Minuten, aber der Mann am Fenster machte keine Anstalten, zu ihr zu kommen. Er rührte sich nicht von seinem Platz. Da ging sie zu ihm.

„Sie erlauben doch?“ Der Mann wurde noch verlegener. Die Frau wurde dadurch ganz sicher. „Ich bin Frau Mayer,“ sagte sie, „geben Sie mir den Brief!“

Der Mann schrak sichtlich zusammen. Hastig legte er seine Hand auf den Brief. Fast wie eine Bitte sagte er: „Erst das Geld!“

Die Frau legte vierzig Mark vor sich hin und schob sie ihm zu. Der Mann griff hastig darnach und sah sie fragend an.

Sie sagte bestimmt: „Mehr kann ich nicht geben!“

Sie beobachtete den Mann lauernd.

Er schien protestieren zu wollen. Aber dann besann er sich und steckte das Geld ein. Danach sah er sich scheu im Lokal um. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne. Er murmelte etwas. Es klang wie ein Dank,

Die Frau war erstaunt und ärgerte sich, daß sie nicht nur zwanzig Mark gegeben hatte. Sie ging an ihren Tisch zurück.

„Wo bleibt denn die Polizei?“ fragte Mayer den Rechtsanwalt. „Der Mann kann doch jetzt verhaftet werden. Das Geld hat er!“ Er sah die Schachspieler auffordernd an. Die nahmen aber keine Notiz von ihm.

Der Rechtsanwalt zuckte die Schultern.

Der Mann am Fenster ging hinaus. Den Kaffee hatte er nicht ausgetrunken. Der Glatzkopf ging ebenfalls.

Mayer sprang erregt auf und rief dem Rechtsanwalt zu: „Die lassen den Kerl ja laufen!“ Er sah wütend die Schachspieler an.

„Unsinn“, sagte der Rechtsanwalt. „Die sind ganz unschuldig. Haben Sie nicht den Mann mit der Glatze an der Türe gesehen? Der Bursche wird jetzt verfolgt, damit man feststellt, ob er nur Mittelsmann oder der Erpresser selbst ist. Ich muß schleunigst verschwinden!“

„Ich zahle natürlich,“ sagte Mayer.

„Wiedersehen!“ Der Rechtsanwalt begrüßte noch Frau Mayer und ging.

Mayer ging zu seiner Frau. Er war unzufrieden mit dem Auslauf der Angelegenheit. Er war durchaus nicht damit einverstanden, daß der Mann am Fenster nicht sofort verhaftet worden war.

Seine Frau sagte: „Wie dieser dreckige Prolet das nur zu wissen gekriegt hat?“

Sie öffnete den blauen Brief. Es war nur ein leerer Schreibbogen darin. Die Frau wurde ganz bleich vor Wut.

Mayer lachte laut.

Sie fuhr ihn an: „Lach doch nicht so blödel! Vorhin hast du auch wie ein Idiot gegrinst. Dir scheint die Sache ja ziemlich lächerlich vorzukommen. Ich kann jedenfalls nicht darüber lachen. Du hast überhaupt kein bißchen Gefühl mehr für mich!“ Sie riß nervös an ihrem Taschentuch.

Mayer versuchte sie zu beruhigen. „Aber, Schatzi, das ist doch alles nur halb so schlimm,“ sagte er.

„So, halb so schlimm, halb so schlimm!“ äffte sie ihm nach. „Ich mache so was auf keinen Fall noch mal mit. Da mußt du dir schon eine andere dafür aussuchen. Ich bin doch nicht verrückt!“

Mayer begann sich zu ärgern. „Sei kein Frosch, mich hat es doch schließlich das Geld gekostet!“

„Du und dein Geld!“ sagte sie heftig. Sie konnte sich kaum noch zügeln, so erbost war sie auf den Mann. „Da!“ Sie warf die übriggehaltenen Geldscheine vor ihn auf den Tisch. „Steck es dir an den Hut! Wie ein Dienstmädchen behandelst du mich!“

„Du bist ja hysterisch!“

„Kunststück! Da soll jemand nicht hysterisch werden. Du hast zu Hause gegessen, während ich mit dem Tode rang!“ antwortete sie pathetisch.

Er hustete übertrieben laut.

„Ja, mit dem Tode rang!“ schrie sie laut.

Die anderen Gäste wurden auf die beiden aufmerksam. Mayer war es peinlich. „Ich glaube dir ja; nur sei um Gotteswillen ruhig und mach hier keine Szenel“

Er sah auf die Uhr. „Donnerwetter! Ich muß jetzt unbedingt gehen. Um fünf Uhr habe ich eine wichtige Besprechung. Und was ich dir noch sagen wollte, dem Kerl hättest du ruhig alles Geld geben können; er wird verhaftet!“

„Verhaftet?“ fragte sie. „Du hast ihn angezeigt? Und hast mich nicht gefragt?“ Ihr Gesicht lief feuerrot an.

„Na ja,“ sagte er verlegen, „das ist doch Erpressung und Erpressung ist doch strafbar!“

Die Frau sagte eisig kalt: „Ja bist du denn ganz verrückt geworden? Hast du dir denn gar nicht überlegt, was nun folgt? Welcher Idiot hat dir denn diesen Blödsinn eingeblasen?“

„Hör mal,“ erwiderte er überlegen, „ich habe mich bei Salomon eingehend nach der Rechtslage erkundigt. Dir kann nicht das Geringste passieren. Du kannst vollkommen beruhigt sein!“ „Daß mir nichts passiert, habe ich auch vorher gewußt!“ Sie sprach noch immer ganz ruhig. Aber sie war ein Vulkan, der vor dem Ausbruch stand. Ihre Ruhe war unheimlich.

„Ja, warum denn das ganze Theater?“ fragte er unsicher.

Mit einem Male schrie sie los, daß alle Gäste erschreckt nach ihnen hinsahen: „Du bist ein kompletter Idiot! Du liebst mich nicht. Du hast nicht den kleinsten Funken Gefühl mehr für mich! Wenn das eine andere Frau gewesen wäre und nicht deine Frau, dann hättest du natürlich Rücksicht genommen. Aber mir gegenüber kennst du keine Rücksicht. Der Salomon will doch nur seinen Sensationsprozeß haben. Daß ich in diesem Prozeß aussagen muß, davon scheinst du nicht die blasseste Ahnung zu haben. Das alles kommt doch in die Zeitungen. Unmöglich hast du mich gemacht. Nirgendsmehr kann ich mich sehen lassen. Ich werde Gift nehmen müssen!“

Mayer war im ersten Augenblick wie erschlagen. Dann sagte er: „Hast du denn überhaupt eine Ahnung, wieviel Frauen das machen? Der Staat selbst nimmt eine Million zweihunderttausend an!“

„So etwas höre ich gerne. Da muß deine Frau natürlich mit dabei sein!“

Mayer bekam einen Wutanfall. „Mahlzeit!“ schrie er. „Fräulein, zahlen! Zahlen!“ Er schmiß drei Mark auf den Tisch und lief hinaus.

Die Frau ließ sich auf die drei Mark herausgeben und ging ebenfalls.

Der Glatzkopf war dem Mann mit der Mappe auf die Straße gefolgt. Der Mann bemerkte nicht, daß er verfolgt wurde.

Einige Schritte vom Café entfernt, stieß zu dem Glatzkopf ein Mann, der vor dem Kaffee gewartet hatte.

„Na?“ fragte er im Vorbeigehen.

Der Glatzkopf antwortete unauffällig: „Das ist ein ganz Neuer. Bleib du hinter ihm. Ich geh vorne!“

Er überholte mit großen Schritten den Mann, der es eilig hatte wie ein Mensch, der befürchtet, zu spät zur Arbeitsstelle zu kommen. Er hastete durch die Straßen. Einmal blieb er plötzlich vor einem Obstladen stehen, sah in die Fensterauslage hinein, ging zur Ladentüre, konnte sich aber nicht entschließen, hineinzugehen. Unvermittelt sprang er in eine vorüberfahrende Straßenbahn. Es gelang nur dem Glatzkopf ebenfalls auf die Straßenbahn zu springen. Er lief schräg über die Straße und ließ den Wagen auf sich zufahren. Der Fahrer mußte bremsen.

Der Mann war in den Wagen hineingegangen. Er saß in einer Ecke und sah grübelnd auf seine Schuhspitzen. Die Mappe lag auf seinen Knien.

Drei Haltestellen weiter stieg der Kollege auch in den Wagen. Er hatte mit einem Auto die Straßenbahn überholt. Er ging auf die vordere Plattform. Der Glatzkopf stand auf der hinteren.

Im östlichen Arbeiterviertel stieg der Verfolgte aus. Er durchlief einige Straßen und verschwand in einem Laden, der sich in einem Eckhaus befand. Das Haus spaltete die Straße in zwei enge Gassen. Nach einer kurzen Weile kam er mit vollgepackter Mappe wieder heraus.

Die Beamten überlegten, was sie tun sollten. Der Glatzkopf war der Meinung, so unauffällig wie möglich den Mann von der Straße weg zu verhaften, da durch den Einkauf so gut wie bewiesen sei, daß er der Erpresser selbst war. Der Kollege schloß sich der Auffassung an, aber ehe sie den Mann erreicht hatten, war er in eine Nebengasse eingebogen. Die Beamten liefen eiligst zum Gasseneingang, der Mann war verschwunden. Die Gasse hatte ihn geschluckt.

„So eine verdammte Schweinerei!“ fluchte der Glatzkopf. „Was nun? Wir können doch nicht in jedes Dreckloch von Wohnung hineinkriechen und nachsehen. Das ist eine nette Bescherung.“

Der Kollege machte den Vorschlag, sich im Laden nach dem Mann zu erkundigen.

„Schön,“ sagte der Glatzkopf, „einer muß aber hierbleiben, für den Fall, daß der Bursche wieder rauskommt.“

Der Kollege ging hinein. Er kaufte zwei Zigarren. Die Frau, die bediente, konnte nur drei Sorten anbieten. Es war ihre ganze Auswahl.

„Viel haben Sie gerade nicht!“ sagte der Beamte.

Die Frau erwiderte mürrisch: „Für hier noch viel zu viell!“

„Na ja, die Arbeitslosigkeit,“ sagte der Beamte. „Die kriegen Sie doch sicher auch zu spüren?“

„Und viel Fast jeder Dritte ist hier ohne Arbeit. Es ist zum Kotzen!“

„Aber so ganz schlecht scheint das Geschäft doch nicht zu gehen!“

Die Frau sagte: „Haben Sie vielleicht eine Ahnung. Die Leute leben fast nur von Maggiwürfeln und Kartoffeln. Und alles auf

Pump. Die können ja nicht genug Kinder machen! Der reinste Karnickelstall. Drum haben sie auch kein Geld fürs Fressen!"

„Na, na,“ forderte der Beamte die Frau heraus, „so schlimm wird das wohl nicht sein. Als ich vorhin vorbeikam, kam ein Mann heraus, der hatte eine ziemliche Mappe voll. Das waren bestimmt nicht nur Kartoffeln und Suppenwürfel.“

Die Frau überlegte. Dann sagte sie: „Ach der Seidel! Der hat mal endlich seine Schulden bezahlt. War auch die höchste Zeit. Ich kann doch nicht alle, die erwerbslos sind, mit durchfüttern. Laß der Staat doch besser für sie sorgen! In den letzten drei Wochen habe ich ihm schon nichts mehr gepumpt. Anders kann man sich ja nicht mehr helfen!“

„Ein komischer Mann eigentlich,“ sagte der Beamte. Er steckte umständlich eine Zigarre in Brand.

„Wieso komisch?“ fragte die Frau. „Der hat mal bessere Tage gesehen!“

„Ach, das ist ja interessant. Was hat er denn früher gemacht?“ Der Beamte war neugierig geworden.

„Bankbeamter. Buchhalter. Dann haben sie ihn auf die Straße gesetzt und da sitzt er immer noch. Der hat schon alles mögliche versucht. Aber zum Arbeiten ist er zu schwach und richtiges Arbeiten will ja schließlich auch gelernt sein. Und dann ist er auch der Jüngste nicht mehr.“

„Was sie nicht sagen, Bankbeamter war er. Da hat er doch nicht immer hier gewohnt?“

„Warten Sie mal!“ Die Frau besann sich. „So etwa zwei Jahre mag es her sein, daß er hierher gezogen ist. Es ist sonst ein netter Mensch. Aber ich kann ihn doch schließlich nicht ernähren. Jeder ist sich selbst der Nächste!“

„Seidel heißt er? Wo wohnt er denn?“

„Weshalb wollen Sie das wissen?“ fragte die Frau zurück.

„Man interessiert sich so. Das kommt doch nicht alle Tage vor, daß man so einen Menschen trifft. Vielleicht kann man für ihn etwas tun. Er macht einen ganz guten Eindruck!“

„Wenn Sie das könnten,“ sagte die Frau erfreut. „Er ist wirklich ein netter Mensch. Mir bringt er immer die Steuerangelegenheiten in Ordnung.“

„Wohnt er in der Nähe?“

„Hier gleich um die Ecke rum. Die dritte Tür links und dann in der zweiten Etage.“

„Hat er Familie?“

„Drei Kinder. Die gehen alle noch in die Schule. Seine Frau war jetzt wieder so weit. Aber es ist noch gut gegangen, das Kind war tot!“

„Ich muß jetzt gehen,“ sagte der Beamte. „Auf Wiedersehen.“

Die Frau ging mit ihm auf die Straße und zeigte ihm von der Ecke aus das Haus.

„Wenn Sie ihm wirklich helfen können, dann tun Sie es doch!“ bat sie den Beamten zum Abschied.

Der ging langsam bis zur Gasse. Die Frau sah ihm nach. Von der anderen Straßenseite kam der Glatzkopf.

„Und?“

„Heißt Seidel. Wohnt dritte Tür links in der zweiten Etage!“

„Gott sei Dank,“ sagte der Glatzkopf. „Dann wollen wir mal!“

Sie gingen in die Gasse hinein. Am Ausgang der Gasse spielten Kinder. Als sie die fremden Männer sahen, kamen sie neugierig, aber scheu, näher.

Der Glatzkopf sagte: „Mensch, ein Lüftchen weht hier, das reinsten Pinkelatorium!“

Die Kinder waren blaß und schmutzig. Die Jungen drängten sich vor die Mädchen.

Der Glatzkopf fragte: „Nun, ihr Lausebande, wo wohnen denn hier Seidels?“

Ein Mädchen zeigte auf eine Tür und sagte mit piepsiger Stimme: „Der Herr Seidel ist gerade gekommen.“

Im Hausflur war es, obwohl es draußen noch hell war, so dunkel, daß der Glatzkopf, der vorausging, über die erste Treppenstufe stolperte. Er schimpfte ärgerlich, daß kein Licht brannte. Im Haus war der Gestank noch ärger als in der Gasse. Es roch kotig und nach aufgewärmtem Essen. Aus den Wohnungen drangen laute Stimmen und Kinderquäken auf den Flur. Die Treppen waren steil und knackten unter den Tritten.

In der zweiten Etage drückte der Kollege die Glut seiner Zigarre an der Wand aus. Der Glatzkopf klopfte an die Tür der Seidelschen Wohnung. Ein engbrüstiger, langaufgeschossener Junge öffnete.

„Ist der Vater zu Hause?“ fragte der Glatzkopf.

Der Junge nickte mit dem Kopf. „Vater!“ rief er in die Wohnung hinein. „Hier sind zwei Männer, die dich sprechen wollen.“

Seidel kam an die Tür. Er schickte den Jungen fort. „Bitte?“ fragte er.

Der Glatzkopf setzte unauffällig seinen Fuß zwischen Tür und Schwelle und sagte: „Wir sind Kriminalbeamten. Wir müssen Sie verhaften!“

Seidel war nicht erschrocken, aber unsagbar enttäuscht. Er hielt sich krampfhaft an der Tür fest. Ihm war, als erwache er aus einem Traum. Einem jener Träume, die nur die Armen und Hungrigen träumen. Du hast Geld gefunden. Es steckt ganz sicher in deiner Tasche. Am Morgen, noch im Halbschlummer, siehst du nach, denn der Traum war so wirklich: es ist kein Geld in der Tasche! Oder du hast dich im Schlaf sattgegessen an Speisen, die du nur dem Namen nach kanntest. Der Speichel ist dir im Schlaf im Mund zusammengelaufen. Du erwachst. Dein Magen ist so leer und hohl wie ein Eisenrohr. Seidel vermochte kein Wort zu sprechen. Er versuchte gewaltsam etwas zu sagen, aber seine Lippen bewegten sich tonlos. Die Kehle war ihm wie zugestopft.

Dem Glatzkopf tat er leid. „Wir können nichts daran ändern. Machen Sie sich fertig!“ sagte er barsch, weil er sich seines Mitleids schämte.

„Laß die Herren doch hereinkommen!“ rief von innen Seidels Frau.

Seidel fand endlich seine Sprache wieder. „Um Gotteswillen,“ stöhnte er, „sie darf nichts davon wissen. Sie bringt sich um!“

„Gut,“ sagte der Glatzkopf, der froh war, daß keine Szene entstand, „wir bleiben hier auf dem Flur. In spätestens drei Minuten sind Sie wieder draußen und können mitgehen!“

Er zog seine Uhr hervor. Seidel ging in die Wohnung hinein. In zwei Minuten war er wieder da.

„Komm nicht so spät nach Hause!“ rief seine Frau ihm nach.

Drei Tage vor der Erpressung hatte Seidel den Kohlenhändler kennen gelernt. Seidel kam vom Stempelbüro. Vor ihm auf dem Bürgersteig schwankte ein Betrunkener, der an einer Straßenkreuzung den Fahrdamm überqueren wollte. Er stolperte und schlug auf die Straße hin. Ein Auto fuhr haarscharf an ihm vorbei. Seidel ging hin, hob ihn auf und führte ihn auf die andere Straßenseite.

„Mensch,“ lallte der Betrunkene, „da haben wir aber Glück gehabt. Da müssen wir eins drauf trinken!“

Er hängte sich bei Seidel ein und zog ihn nach einer Kneipe hin. Seidel wollte nicht mit hineingehen.

„Kein Geld, wat?“ fragte der Betrunkene. „Die haben alle kein Geld,“ lachte er vor sich hin. Er klimperte mit Geldstücken in der Tasche, zog die Hand heraus und zeigte Seidel eine Handvoll Silberstücke und zerknüllte Scheine. Dann tippte er an seine Stirn und sagte: „Das ist ein Köpfchen!“

Seidel ging mit in die Kneipe. Außer ihnen war kein Gast da. Die Wirtin kam aus einem Hinterraum. Der Betrunkene bestellte Bier und Kognak. Den Kognak goß er in einem Schluck hinunter.

„Sauf!“ forderte er Seidel auf. „Ich zahl alles!“ Das Bier trank er in großen Zügen hinterher.

„Arbeitslos?“

„Ja.“

„Kann mir nicht passieren. Immer Geld genug!“

Er warf vier Markstücke auf den Tisch, daß sie hochsprangen. Die Wirtin kam und wollte abrechnen. Er schickte sie weg und schob Seidel das Geld zu.

„Das darfst du behalten!“

Seidel steckte verlegen das Geld ein. Der andere betrachtete ihn eingehend.

„Du siehst so komisch aus,“ sagte er. Dann gröhlte er: „Komm laß uns Freunde sein . . . !“

Schließlich wurde er sentimental. Weinerlich sagte er: „Das ist ein Leben. Wenn du die anderen nicht frißt, fressen dich die anderen! Was hast du denn früher gemacht?“

„Ich war Bankbeamter.“

„Mensch, dann bist du ja ein besseres Schwein. Und jetzt geht so'n Mensch stempeln!“

Er lachte laut und schallend, rückte ganz nahe an Seidel heran, sah sich vorsichtig in der Schankstube um und fragte: „Was hast du denn da ausgefressen?“

„Nichts! Die haben mich so rausgeschmissen.“

Der Betrunkene war enttäuscht: „Bestimmt nichts ausgefressen?“

„Bestimmt nicht!“

„Warum bist du denn nicht mit der Kasse durchgebrannt, wenn sie dich doch rausgeschmissen haben?“

Seidel wußte darauf nichts zu sagen. Er zog die Schultern hoch.

„Da bist du ein Riesenschaf gewesen, nicht? Na, mußt nichts mehr darum geben, ich helf dir jetzt.“

Er rückte noch enger an Seidel heran, sah sich noch einmal in der Schankstube um, schob seinen Mund ganz nahe an Seidels Ohr und flüsterte: „Du darfst aber keinem was davon sagen!“

„Ich sage keinem was!“

Er zog einen Brief aus der Tasche und gab ihn Seidel. „Den schenk' ich dir. Der bringt hundert Mark. Die Leute haben Geld. Aber sag' nur keinem was davon!“

„Ich sage bestimmt nichts. Aber was soll ich mit dem Brief anfangen?“

„Den mußt du wegschicken!“

„An wen soll ich den denn schicken?“

„Die Adresse steht doch drauf, du Schaf. Du bist doch mal ein dämlicher Hund. Dann gehst du in das Café, das sind feine Leute, da muß man schon in ein Café gehen. Dann nimmst du einen Brief, aber da tust du nur einen leeren Zettel rein und gibst den ab, wenn du das Geld gekriegt hast, aber erst abgeben, wenn du das Geld hast, verstanden?“

Seidel sah ihn verständnislos an.

Der Betrunkene lachte, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. Vor Vergnügen trommelte er mit den Fäusten auf den Tisch. „Mensch, meine Frau!“ schrie er und boxte Seidel vertraulich in die Seite.

Seidel wurde sich nicht klar über ihn. Ich sollte ihm noch mehr Geld abknöpfen, dachte er. Er unterdrückte es aber wieder. Das ist Fledderei, sagte er sich. Das ist eine Gemeinheit. Aber der Gedanke ließ sich nicht unterdrücken. Er war sofort wieder da. Einer frißt den andern. Wenn du die andern nicht frißt, fressen sie dich, hatte der Betrunkene gesagt. Der würde dich bestimmt ausplündern, wenn du in seiner Lage wärest und er in deiner, machte sich Seidel Mut. Es war ihm nicht recht wohl dabei, aber er machte den Versuch.

„Du scheinst ja in einer verdammt guten Arbeit zu stecken! Du wirfst mit Geld herum, als wäre das Dreck!“

Der andere war sofort argwöhnisch: „Ach wat, trinken wir noch eins!“

Er winkte die Wirtin herbei und verlangte wieder Bier und Kognak für beide. „Mensch, die Weiber!“ sagte er dann plötzlich. „Geh mir weg mit die!“

„Die kosten dich wohl viel Geld?“

„Ach wat, die können mir alle den Buckel runterrutschen!“ Er wurde schläferig, gähnte, sein Kopf sank auf die Brust. Er rülpste laut.

Mit einem Ruck schreckte er hoch und sah sich erstaunt um. „Zahlen!“

Die Wirtin kam. Er zahlte mit einem Zehnmarkschein. Das herausbekommene Wechselgeld steckte er achtlos ein.

Seidel sah enttäuscht zu. Er versuchte noch einmal auf Gelddinge zu sprechen zu kommen. Er sagte: „Das ist heute doch gar nicht so einfach, viel Geld zu verdienen, was?“

Der Betrunkene erwiderte: „Ach wat, man muß nur schlau sein. Ich sag dir, das Aas, meine Frau . . .!“

Er brach den Satz jäh ab, sah Seidel mißtrauisch an und fragte: „Was willst du eigentlich von meiner Frau?“

„Ich will doch gar nichts von ihr!“

„Warum fragst du dann?“

„Ich habe doch gar nicht gefragt. Du hast selbst von ihr erzählt!“

„Was hab ich denn gesagt?“

„Nichts. Du wolltest erst was sagen!“

„Hab ich bestimmt nichts gesagt?“

„Bestimmt nicht!“

Der Betrunkene schien sich zu beruhigen. Er überlegte einen Augenblick, dann sagte er böse: „Du, ich trau dir nicht. Du bist falschl! Du bist mein Freund nicht!“

Seidel versuchte, ihn zu besänftigen: „Du darfst mir ruhig trauen. Ich habe dich doch eben aufgehoben. Beinahe hätte dich ein Auto überfahren!“

„Bist du wirklich mein Freund?“

„Ich bin wirklich dein Freund. Du kannst mir alles sagen!“

„Aber ich hab dir doch nichts zu sagen! Und was willst du überhaupt wissen? Du willst mich wohl verraten?“ sagte der Betrunkene drohend.

„Aber ich will doch gar nichts wissen!“

Sie schwiegen beide längere Zeit, jeder dachte krampfhaft über den anderen nach.

Unvermittelt fragte der Betrunkene: „Geht es dir sehr schlecht?“

„Wie soll es einem gehen, wenn man einige Jahre hintereinander Stempelbruder ist“, sagte Seidel bitter. „Man kann nicht leben und nicht sterben. Man sollte einfach Schluß machen. Besser wird es ja doch nicht!“

Der andere griff in die Tasche und holte einige Geldstücke hervor. Er drückte sie Seidel wortlos in die Hand. Es waren drei Mark und sechs Groschen. Später sagte er: „Kannst bei mir kaufen kommen; ich bin Kohlenhändler.“

Seidel wollte ihn fragen, wo er wohne. Aber er kam nicht dazu. Der Kohlenhändler stand auf und torkelte hinaus. Seidel folgte ihm auf die Straße.

„Geh man,“ sagte der Kohlenhändler, „ich finde den Weg allein nach Hause!“

Er ließ Seidel stehen und schwankte über die Straße fort.

Seidel, zu Hause angekommen, öffnete sofort den Brief. Zwei Tage lang überlegte er qualvoll, ob er ihn abschicken sollte. Dann war ihm klar geworden, daß er die einzige Chance war, die ihm das Leben noch bot.

Wie war sein Leben bis heute? Er war dreiundvierzig Jahre alt, seit fünf Jahren abwechselnd Erwerbsloser und Notstandsarbeiter. Bald würde er Ausgesteuerter sein und der öffentlichen Wohlfahrt zur Last fallen, obwohl er über erstklassige Buchhalterzeugnisse verfügte und fieberhaft in den fünf Jahren bemüht gewesen war, in seinem Beruf und in jedem anderen eine Arbeit zu finden. Er war flüssiger als flüssig, er war überflüssig. Er war heraurationalisiert, vollkommen ausgeschaltet, wohnte seit zwei Jahren in einem Loch von Wohnung und drei Kinder und eine Frau wollten durch ihn satt werden.

Am Abend des zweiten Tages glaubte er fest daran, daß in dem Zusammentreffen mit dem Kohlenhändler so etwas wie eine höhere Bestimmung lag. An die Gefahr, in die er sich begab, dachte er nur ganz entfernt.

Der Beamte vom Fahndungsdienst gab der Existenz des Kohlenhändlers nicht ein Prozent Wahrscheinlichkeit.

„Halten Sie mich tatsächlich für so blöde, den Schmus zu glauben? Ausgerechnet Ihnen schenkt einer auf der Straße einen Erpresserbrief über hundert Mark? Wohl weil Sie so schöne Augen haben?“

Seidel stand da, bepackt mit der Wahrheit wie ein Lastträger, aber es war hier nach der Wahrheit so wenig Nachfrage, wie auf dem Arbeitsmarkt nach Arbeitern Nachfrage war. Man war versehen. Er selbst mußte sich bei ernsthafter Überlegung zugestehen, daß der Kohlenhändler eine sehr unwahrscheinliche Person war, der mit der Logik eines Normalgehirns nicht gut beizukommen war. Aber sie war da gewesen und Seidel hatte an sich selbst erfahren, daß nicht alles schnurgerade nach der bürgerlichen Ordnung verläuft. Er war dreiundvierzig Jahre alt geworden, um wie ein Motorradfahrer, der hundertmal schon eine Kurve befahren hat, beim hunderterten Male aus ihr geschleudert zu werden.

Er hatte eine unmäßige Wut auf den Kohlenhändler, der die Veranlassung dazu gewesen war. Ihm gegenüber war er mit einem Male von einem fanatischen Gerechtigkeitsgefühl befallen. Er fand, daß es nur gerecht sei, wenn er schon verurteilt würde, daß dieser zum mindesten die doppelte Strafe erhielt. Zudem hoffte er, daß der Kohlenhändler ein mildernder Umstand für seine Sache sei.

Er machte dem Beamten den Vorschlag, sich in der Kneipe nach der Wahrheit seiner Angaben zu überzeugen.

Der Beamte überlegte kurz. Es war für ihn selbstverständlich von Vorteil, neben dem blutjungen Anfänger Seidel noch einen alten Erpresserfuchs zu fangen. „Schön,“ sagte er, „ich will Ihnen mal den Gefallen tun. Welches Lokal war es?“

Seidel durchfuhr es heiß und kalt; den Namen und die Straße wußte er nicht! Er war mit dem Kohlenhändler zum ersten Male in seinem Leben in der Kneipe gewesen.

„Also doch der große Unbekannte. Als wenn wir das nicht gewußt hätten!“

Seidel erbot sich, in Begleitung eines Beamten die Kneipe aufzusuchen. Er würde sie bestimmt wiederfinden.

Aber der Beamte hatte bereits jedes Interesse für den Kohlenhändler verloren. Er las Seidel das Protokoll der Vernehmung vor, ließ es sich von ihm bestätigen und entließ ihn, da kein Haftbefehl gegen Seidel erlassen worden war.

Auf der Straße packte Seidel Verzweiflung. Er wurde von ihr gejagt, wie ein Papierfetzen vom Wind. Er machte erneut eine Bilanz seines Lebens. Das Ergebnis blieb: mit dreiundvierzig Jahren Gesetzesübertreter. Der Kohlenhändler hatte gefragt, warum er nicht mit der Kasse durchgegangen sei, wenn er doch rausgeschmissen worden war. Er hätte an die Kasse gekonnt. Daß er nicht mit ihr durchgebrannt war, machte ihn jetzt rasend. Er dachte, aber nicht ernsthaft, an Selbstmord. Zuletzt hatte er nur noch Furcht, nach Hause zu gehen. Dann kam ihm der Gedanke, die Kripo zu beschämen und den Kohlenhändler doch ausfindig zu machen. Daran klammerte er sich mit allen Fasern seines Daseins.

Er suchte zwei Wochen lang Tag für Tag an Hand des Adreßbuchs die Stadt vergeblich nach dem Kohlenhändler ab. Er hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, ihn je zu finden und nahm an, der Betrunkene habe ihn absichtlich irreführt, als ihm der Zufall zu Hilfe kam.

Er glaubte nun noch fester an eine Bestimmung, die ihn und den Kohlenhändler zusammenkettete.

Die Frau aus dem Eckladen traf Seidel auf der Straße. Sie erkundigte sich, ob Seidel Arbeit bekommen habe.

Seidel war erstaunt über die Frage.

Die Frau erzählte den Vorgang mit dem Beamten.

Seidel, der den Zusammenhang erriet, faßte sich schnell und sagte, er habe nicht gleich daran gedacht, da es keine richtige Arbeit sei.

Welche Arbeit, wollte die Frau wissen.

Seidel suchte krampfhaft nach einem Ausweg und verfiel darauf, den Beamten in Verbindung mit dem Kohlenhändler zu bringen. Er reise in Kohlen; der Herr sei der Vertreter eines Bergwerkes gewesen.

Die Frau überschüttete ihn mit einem Wortschwall der Genugtuung. Sie sei es gewesen, die ihn empfohlen habe.

Seidel wurde in den Knien ganz weich vor Wut auf die Frau. Aber er riß sich zusammen und beantwortete die weiteren Fragen der Frau so höflich wie möglich.

Ob er gut verdiene?

Die Zeit sei dazu zu schlecht. Die Händler seien alle schon eingedeckt.

Ob er schon bei Waßmann in der Wiesenstraße gewesen sei?

Der Name war Seidel unbekannt. Er konnte sich auch nicht besinnen, in der Wiesenstraße nach dem Kohlenhändler gesucht zu haben. Aber er hatte keine Lust, auf gut Glück hinzugehen. Er sagte deshalb, er könne sich nicht genau besinnen. Wie der Mann denn aussehe?

Die Frau gab, so gut sie konnte, eine Personalbeschreibung von Waßmann.

Seidel traf es wie ein Schlag; die Beschreibung paßte auf den Kohlenhändler! Hastig erkundigte er sich nach der genauen Adresse und verabschiedete sich eilig.

„Herrje!“ lachte die Frau. „Sie sind ja toller hinter den Kohlenhändlern her als die Kapitalisten hinter dem Profit!“

Seidel sagte: „Wissen sie, wenn man so lange ohne Verdienst war . . .!“

Vor der Wohnung des Kohlenhändlers wurde Seidel von der Furcht befallen, er könnte von dem Kohlenhändler erkannt werden und der würde Verdacht schöpfen. Er lief einige Male das Straßenstück vor der Wohnung entlang, hin und zurück. Tieberhaft dachte er darüber nach, wie er es anstellen sollte, den Händler zu sehen, ohne daß der ihn sah. Es fiel ihm nichts ein, was durchzuführen war, obwohl er sein Gehirn förmlich zermarterte.

Auf der Straße spielten Jungen Fußball. Ein Knirps, der nicht mitmachte, fragte Seidel: „Onkel, suchst du wen?“

Seidel blieb stehen und fragte mechanisch zurück: „Weißt du, wo Waßmanns wohnen?“

Der Junge dachte nach. Dann sagte er verlegen: „Die wohnen nicht hier!“

Im ersten Augenblick erschrak Seidel. „Aber sicher, wohnen die hier!“ sagte er zu dem Jungen und zeigte ihm das Haus.

„Da wohnen Martins!“ erwiderte der Junge.

Seidel betrachtete noch einmal eingehend die Schilder an dem Haus: „Waßmann, Kohlen- und Holzhandlung“, stand auf einem Schild.

„Da steht doch Waßmann auf dem Schild, kannst du nicht lesen?“

Der Junge wurde wieder verlegen und sah ungläubig drein.

Seidel kam ein Gedanke. Er fragte den Jungen: „Willst du dir fünf Pfennige verdienen?“

Der Junge nickte.

„Dann geh mal da in das Haus rein zu Waßmanns, und dem Herrn Waßmann sagst du, er möchte mal rauskommen, eine Frau wolle ihn sprechen. Hast du verstanden?“

Der Junge wiederholte: „Der Herr Waßmann möchte mal rauskommen, eine Frau will ihn sprechen!“

„Richtig. Dann läufst du sofort weg. Verstanden?“

Der Junge nickte wieder.

„Na, lauff!“

Der Junge blieb stehen und scharrte verlegen mit dem Fuß auf den Steinen.

„Warum gehst du denn nicht?“

„Ich sollte fünf Pfennige kriegen!“ stotterte der Junge.

„Die kriegst du nachher!“

Der Junge ging unlustig.

Seidel ging schnell so weit die Straße hinunter, daß er soeben noch den Hauseingang zur Waßmannschen Wohnung beobachten konnte. Er stellte sich in einen Hauseingang und wartete. Nach einigen Minuten kam der Junge heraus und kurze Zeit hinter ihm ein Mann: Der Kohlenhändler!

Er sah die Straße herauf und hinunter. Dann rief er den Jungen zurück, der langsam fortgegangen war und nach Seidel suchte. Der Kohlenhändler fragte den Jungen was. Der schüttelte den Kopf und lief dann zu den Fußballspielern hinüber. Die unterbrachen kurz ihr Spiel und einer zeigte in die Richtung, in der Seidel fortgelaufen war. Waßmann und der Junge kamen ein Stück die Straße herunter. Seidel trat in das Haus, in dessen Eingang er stand und tat auf dem Treppenflur so, als suche er jemand. Nach einer Weile ging er vorsichtig in den Hauseingang zurück. Waßmann war nicht mehr zu sehen. Der Knirps sah wieder dem Fußballspiel zu. Seidel drückte sich vorsichtig.

•

Seine Entdeckung teilte er sofort der Kriminalpolizei mit. Eine telefonische Anfrage der Kripo beim zuständigen Polizeirevier ergab nichts Verdächtiges. Die Personalien waren: Alter einundvierzig Jahre. Unverheiratet. Untermieter bei der Familie Martin. Ansässig in der Stadt seit elf Jahren, seit drei Jahren Kohlenhändler.

Eine oberflächliche Nachforschung bei der Nachbarschaft brachte folgendes Ergebnis: Der Kohlenhandel war aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein vorgeschobenes Gewerbe. Ein Umsatz war kaum vorhanden. Zu Frau Martin, Besitzerin des Schönheits- und Massagesalons im gleichen Hause, unterhielt Waßmann intime Beziehungen. Der Mann der Martin war notorischer Säufer.

Der Glatzkopf wurde mit dem Fall betraut.

An zwei Tagen verfolgte er den Kohlenhändler auf seinen Gängen in der Stadt. Zweimal gelang es ihm, ausfindig zu machen, in welchen Wohnungen der Kohlenhändler gewesen war. In beiden Fällen hatten die Frauen, die dem Glatzkopf öffneten, der einige Minuten, nachdem der Kohlenhändler fortgegangen war, in den Wohnungen unter irgendeinem Vorwand anklopfte, verweinte Gesichter. Es gelang ihm in keinem Falle, den Zweck des Waßmannschen Besuches zu erfahren. Als Kriminalbeamter sich auszuweisen wagte er nicht, in der Befürchtung, die Frauen könnten Waßmann warnen. Er schloß, allerdings beeinflusst durch den Fall Seidel, auch hier auf Erpressungen.

In den nächsten Tagen kam der Glatzkopf keinen Schritt weiter.

Am Samstagnachmittag gingen Waßmann und Frau Martin zusammen aus. Der Glatzkopf stieß auf sie an der Ecke Wiesenstraße. Er hatte die Absicht, Seidel aufzusuchen, um ihn unter Umständen zu benutzen, mit dem Kohlenhändler bekannt zu werden. Er besann sich kurz, gab seine Absicht auf und folgte den beiden. Sie fuhr mit der Straßenbahn in die City. In einigen Warenhäusern besorgte die Martin Wäscheeinkäufe. Der Glatzkopf hatte Mühe, die beiden in dem Gedränge nicht aus den Augen zu verlieren.

Nach den Einkäufen gingen sie in ein Restaurant. Das Lokal war gedrängt voll. Es war dem Beamten nicht möglich, in ihrer Nähe einen Platz zu bekommen. Ueber die Ausgaben, die er wegen diesem Fall machen mußte, war er ärgerlich. Der Fall interessierte ihn gar nicht näher. Er hatte sich bereits mit dem Gedanken herumgetragen, die Geschichte tot laufen zu lassen.

Aus dem Restaurant ging das Paar in ein Kino. Hier hatte der Glatzkopf mehr Glück, er kam seitlich von ihnen in der Hinterreihe zu sitzen. Wenn er angestrengt hinhörte, konnte er ihrer Unterhaltung folgen, aber sie berührte mit keinem Wort seine Angelegenheit. Während der Vorstellung aß die Martin Schokolade. Der Film langweilte den Glatzkopf.

Nach der Vorstellung durchschlenderten die beiden zunächst unschlüssig einige Straßen, dann gingen sie in das Café Roland. Waßmann hatte sichtlich wenig Lust, hineinzugehen, aber die Frau zog ihn mit. Der Glatzkopf erhielt einen Platz in einer Nebennische, in der er in den Musikpausen jedes Wort ihrer Unterhaltung deutlich verstehen konnte. Zudem konnte er sie in einer gegenüberliegenden Spiegelscheibe gut beobachten.

Die Martin bestellte für beide Kaffee. Der Kohlenhändler war nicht damit einverstanden. Er protestierte. Die Frau beachtete aber seinen Protest nicht. Als der Kellner fortgegangen war, sagte sie heftig: „Ich habe mit einem Säuer genug. In der vergangenen Woche warst du auch wieder zweimal blau!“

Der Kohlenhändler verschluckte eine Antwort. Er machte ein verbissenes Gesicht. Die Frau ging zum Büfett und suchte Kuchen aus. Als sie zurückkam, setzte die Musik ein. Während der Musik unterhielten sich beide erregt. Der Glatzkopf konnte zu seinem Aerger kein Wort verstehen. Die Musik setzte jäh aus. Die Frau sagte laut in die plötzliche Stille: „Gott sei Dank kann ich auch ohne Mann auskommen!“

Sie dämpfte sofort ihre Stimme. „Ich verdiene genug!“

Der Kohlenhändler trommelte aufgeregt mit den Fingern auf dem Tisch. Er erwiderte kein Wort.

„Laß das blödsinnige Klopfen!“ sagte die Frau.

Der Mann sah sie wütend an, ließ aber das Trommeln sein.

Die Musik setzte wieder ein. Die Frau aß ihren Kuchen und hörte zu. Der Kohlenhändler stocherte in seinem Kuchenstück herum, ohne zu essen. Die Frau beobachtete ihn mit kurzen Seitenblicken. Einmal streichelte sie flüchtig seine linke Hand, die ihr

zunächst auf dem Tisch lag. Er zog die Hand heftig fort. Die Frau lachte belustigt auf. Sie bekümmerte sich jetzt nicht mehr um ihn. Nach einiger Zeit legte Waßmann die Hand wieder auf den Tisch, näher zu ihr hin als vorher. Die Frau tat, als sähe sie die Hand nicht.

Heimlich winkte sie den Kellner herbei. Als der Kellner vor dem Tisch stand, sagte sie: „Du wolltest doch Bier trinken?“

Der Kohlenhändler kämpfte zwischen Ablehnung und Entgegenkommen. Bevor er sich noch entschlossen hatte, bestellte die Frau ein großes Helles für ihn. Sie legte ihre Hand auf seine. Jetzt zog er seine Hand nicht zurück.

Der Kellner kam mit dem Bier. Der Kohlenhändler schob den Kaffee auf die Seite und trank das Bier in großen Zügen.

In der nächsten Musikpause hörte der Glatzkopf die Martin sagen: „Du mußt dich mal wieder um August kümmern, der schwätzt wieder dummes Zeug!“

„S. . . o . . . ool“ sagte der Kohlenhändler gedehnt. „Dem juckt wohl wieder das Fell?“

Er atmete tief auf, wobei seine Brust sich hochwölbte, und setzte sich aufrechter.

Die Martin sah ihn bewundernd an. Ihre Augen wurden ganz dunkel und schleierig. Der Mann drückte sein linkes Knie zwischen ihre Schenkel und lachte selbstgefällig.

„Hat der nicht bald genug?“

Die Frau zuckte die Schultern.

„Den Koller muß er doch jetzt bald haben!“

Die Musik setzte wieder ein. Während des nächsten Musikstückes verließen sie das Café. Der Glatzkopf blieb noch.

•

In den nächsten zwei Tagen kam er wieder keinen Schritt weiter. Er hatte jetzt alle Lust an dem Kohlenhändlerfall verloren. Er dachte an Haussuchung und Untersuchungshaft. Wenn nur die Staatsanwaltschaft mitgemacht hätte. Seine Kollegen interessierten sich auffallend für seine Sache. Sie gaben sich nicht die geringste Mühe, ihre Schadenfreude zu verbergen.

Am Dienstag kam eine Wendung. Er lernte den Säufer Martin kennen. Er war in eine Kneipe der Wiesenstraße hineingegangen, um ein Glas Bier zu trinken. Eigentlich ohne Hoffnung auf einen Erfolg, fragte er den Wirt über den Kohlenhändler aus.

Der Wirt zwinkerte mit den Augen und sagte: „Da sitzt der Hornochse von Ehemann. Sich so'ne Frau wegschnappen zu lassen. Na, mich geht das ja schließlich nichts an. Aber wissen Sie, wenn ich so was sehe, dann kriegen sie mich . . .!“ Er streckte beide Arme vor, öffnete und schloß die Hände krampfhaft.

Martin saß an einem Tisch und stierte vor sich hin. Vor ihm stand ein leeres Schnapsglas.

Der Glatzkopf setzte sich zu ihm.

„Schön Wetter heute, was?“

Der Betrunkene beachtete ihn gar nicht. Seine Augen sahen gläsern und ausdruckslos an dem Beamten vorbei ins Leere.

„Bei dem haben Sie kein Glück mehr!“ rief der Wirt herüber. Der Glatzkopf schob dem Betrunkenen sein Glas hin. Der trank das Bier in zwei Schlucken aus.

„Donnerwetter!“ staunte der Glatzkopf, „der säuft ja wie ein Pferd!“

Der Wirt schmunzelte.

„Muß der in Kreide stehen!“

Der Wirt erwiderte: „I wo, der zahlt alles bar.“

„Aber der versäuft ja ein Vermögen!“

Der Wirt antwortete etwas beleidigt: „Das ist seine Sache. Dafür kann ich mir nichts kaufen. Außerdem verdient seine Frau ganz gut!“

„So, was macht die denn?“

Der Wirt sah den Beamten forschend an. Der hielt den Blick aus. Der Wirt blinzelte mit einem Auge und fragte: „Sind Sie hier nicht bekannt?“

„Kaum!“

„Also,“ sagte der Wirt, „eine Frage; sind Sie verheiratet?“

„Ja.“

„Also, wenn Ihre Frau mal . . . , na, Sie wissen; dann können Sie sie da hinschicken. Aber halten Sie den Mund!“

Der Glatzkopf sagte mehr für sich: „So ist das. Dann natürlich!“

Der Wirt lachte. Aber der Glatzkopf dachte nur an seines Auftrag.

Der Schönheits- und Massagesalon der Martin inserierte in drei Tageszeitungen auf Entfernung von Schönheitsfehlern bis zur Beseitigung von Menstruationsstörungen.

An einem der folgenden Tage besuchte eine Kriminalassistentin den Salon. Sie wurde nicht sofort vorgelassen. Im Wartezimmer, einem kleinen, dunkeln Raume, in dem eine verblichene, billige Korbmöbelgarnitur Sitzgelegenheiten abgab, warteten bereits drei Frauen. Sie ließen sich in kein Gespräch mit der Hinzugekommenen ein.

Es dauerte gut eine Stunde, bis die Assistentin dran war.

Die Martin saß im Salon an einem Schreibtisch und sah die Eintretende prüfend an. „Waren Sie schon einmal hier?“

„Nein.“

„Bin ich Ihnen empfohlen worden, oder haben Sie die Annonce gelesen?“

„Ich habe die Annonce im Stadtanzeiger gelesen!“

Die Martin machte eine Notiz. „Aber setzen Sie sich doch bitte,“ sagte sie dann entschuldigend und wies auf einen Sessel, der vor dem Schreibtisch stand.

„Und Sie wünschen?“

Die Assistentin zögerte mit der Antwort. Sie sagte: „Seit drei Wochen ist mir die Regel ausgeblieben!“

„Da muß ich Sie untersuchen!“

Sie schob der Assistentin ein Buch hin. „Tragen Sie sich doch bitte ein!“

Das Buch hatte auf jeder Seite drei Rubriken. Je eine Rubrik für den Namen, die Wohnung und den Beruf, oder den Beruf des Mannes.

In die Rubrik Beruf trug die Assistentin „Stenotypistin“ ein. Als Wohnung gab sie eine Deckadresse an.

Die Martin wusch sich indessen die Hände. Die Assistentin blätterte unauffällig einige Seiten in dem Buch um. Unter der Seite die beschrieben wurde, lag ein Durchschreibebogen für eine Kopie.

„Bitte, ziehen Sie sich aus!“ Die Martin zeigte auf einen Wandschirm, der vor eine Zimmerecke gestellt war. Dahinter stand ein Garderobehalter und eine Chaiselongue.

Die Untersuchung dauerte nur kurze Zeit. „Sie müssen noch einmal wiederkommen!“ sagte die Martin.

Die Assistentin bekleidete sich wieder. Die Martin wartete so lange.

Die Assistentin fragte: „Was bin ich Ihnen schuldig?“

„Nichts,“ sagte die Martin. „Das regeln wir, wenn Sie wiederkommen!“

Der nächste Besuch sollte in einer Woche erfolgen.

Der Glatzkopf war mit dem Ergebnis sowohl zufrieden wie unzufrieden. Die Sache lief ihm zu langsam vorwärts.

Zwei Tage nach dem Besuch im Massagesalon meldete sich bei der Assistentin die Deckadresse. Ein Mann fragte nach ihr. Die Assistentin ließ sich eine Personalbeschreibung geben. Sie paßte auf den Kohlenhändler. Die Assistentin bat, den Mann noch etwas hinzuhalten und rief den Glatzkopf an. Der war erstaunt.

„Der Kohlenhändler, sagen Sie? Aber was will der denn bei Ihnen?“

„Das weiß ich noch nicht. Was sollen wir tun?“

„Ich werde sofort runterfahren. Sie sagen, der Mann soll am Abend wiederkommen. Sie haben sich doch als Stenotypistin ausgegeben. Sie könnten jetzt nicht vom Büro fort, damit er nicht Verdacht schöpft!“

Die Assistentin bestellte den Mann auf zwanzig Uhr. Die Deckadresse teilte mit, daß er damit einverstanden sei.

Der Glatzkopf kam in dem Augenblick bei der Deckadresse an, als der Mann das Haus verließ. Es war tatsächlich der Kohlenhändler.

Er war pünktlich um zwanzig Uhr da. Die Assistentin wartete bereits auf ihn. Im Nebenzimmer, von dem das Zimmer, in dem sich die Assistentin befand, sowohl abzuhören wie zu übersehen war, saß der Glatzkopf.

Der Kohlenhändler stellte sich als Vertreter des Massagesalons vor. Die Assistentin fragte nach der Absicht seines Besuches. Der Kohlenhändler ging ohne Umschweife auf sein Ziel los.

„Sie haben uns vor zwei Tagen in einer diskreten Angelegenheit aufgesucht. Wir können da nichts unternehmen. Frau Martin hat Sie untersucht, Sie sind schwanger.“

Die Assistentin und der Glatzkopf waren enttäuscht. Die Assistentin faßte sich sofort und tat bestürzt.

„Was soll ich denn nun anfangen? Die Firma schmeißt mich glatt auf die Straße!“

Der Kohlenhändler zuckte die Schultern. „Ich kann mir gut vorstellen, daß das für Sie unangenehm ist.“

Die Assistentin quetschte sich einige Tränen ab. „Was soll ich nur anfangen? Ich kann doch unmöglich ein Kind kriegen. Was soll ich damit?“

„Wenn Sie Geld haben, brauchen Sie es ja nicht zu bekommen. Es gibt doch Gelegenheiten genug!“

Die Assistentin schluchzte: „Aber wo? Ich weiß doch keine!“

Der Kohlenhändler beobachtete sie lauernd. „Wieviel verdienen Sie denn?“ fragte er unvermittelt.

Die Assistentin stutzte und sagte: „Hundertfünfzig Mark ohne Abzüge.“

„Dann könnten Sie hundert Mark bezahlen!“

„Das ist ja unmöglich, ich muß doch auch leben!“

„Sie brauchen ja nicht unbedingt alles auf einmal zu bezahlen. Man läßt mit sich reden. Ueberlegen Sie mal, was das kostet, wenn Sie ein Kind bekommen. Abgesehen davon, daß Sie ja dann Ihre Anstellung verlieren. Da sind 100 Mark gar nicht teuer!“

„Wo bekomme ich es aber dafür weggemacht?“

Der Kohlenhändler sagte: „Kommen Sie morgen früh zur Frau Martin!“

Er nahm seinen Hut, grüßte und ging.

Der Glatzkopf erwirkte noch am Abend bei der Staatsanwaltschaft Haftbefehle gegen den Kohlenhändler und die Martin.

Am Morgen war die Kriminalassistentin der erste Besuch im Salon.

Die Martin sagte: „Es ist gut, daß Sie sofort gekommen sind; je früher, desto leichter geht es weg! Ziehen Sie sich bitte aus. Ich mache inzwischen alles fertig. Es ist ganz ungefährlich. Ich mache nur Spülungen mit Seifenwasser. Beim Arzt kriegen Sie es nicht besser gemacht.“

Die Assistentin trat hinter den Wandschirm. Die Martin machte in einer ovalen Porzellanschüssel eine Seifenlauge fertig.

„Sie brauchen nicht einmal in Ihrer Arbeit auszusetzen!“ erzählte sie weiter. „Ich habe schon Hunderten geholfen. Die sind mir alle dankbar und kommen immer wieder, wenn sie etwas haben. Lieber einen Stein um den Hals und ins Wasser gehen, als in Ihrer Lage ein Kind. Sind Sie fertig ausgezogen?“

„Ja.“

„Dann kommen Sie bittel“

Die Assistentin trat vor.

„Aber Sie haben sich ja gar nicht ausgezogen,“ sagte die Martin bestürzt. „Haben Sie Angst bekommen?“

Es klopfte.

Die Martin rief: „Jetzt kann hier niemand rein. Sie müssen noch einen Augenblick warten, wir sind gleich fertig!“

Die Assistentin ging an die Tür und öffnete.

„Was fällt Ihnen ein!“ sagte die Martin beklommen.

Der Glatzkopf kam herein. Die Assistentin ging an den Schreibtisch und nahm das Buch mit den Eintragungslisten an sich.

„Sie sind wohl verrückt geworden!“ rief die Martin. „Ich werde die Polizei rufen!“

„Machen Sie doch keine Fisimatenten!“ sagte der Glatzkopf grob. „Sie wissen schon Bescheid!“

Die Assistentin fragte: „Was ist mit dem Kohlenhändler?“

„Der lag noch im Bett. Im ersten Augenblick war er wie erschossen. Dann hat er getobt und wollte dem Martin an den Kragen. Und dabei ist der arme Teufel ganz unschuldig!“

•

Zwei Stunden nach Büroschluß kam die Stenotypistin Schwarzkopf ins Büro zurück. Alle Fenster waren geöffnet, die Tische an die Wand gerückt und es roch nach Terpentin; die Scheuerfrau Dörning kniete auf dem Boden und wachste das Parkett ein.

Die Stenotypistin blieb an der Türe stehen. „Guten Abend, Frau Dörning,“ grüßte sie.

Die Scheuerfrau beachtete den Gruß nicht, sah nicht einmal auf. Gleichmäßig, ohne jede Unterbrechung, führte sie den Mop weiter über das blanke Holz. Erst nach einer Weile, in der sie bis an die Fensterwand gerutscht war, erwiderte sie grob: „Meinst du, ich wäre dein Affe?“

Sie erhob sich steifbeinig, rückte einen Tisch von der Wand ab, stellte zwei Stühle davor und sagte nun übertrieben freundlich: „Darf ich das gnädige Fräulein bitten?“

Das war Spott.

„Du Biest!“ dachte die Stenotypistin erbittert. Sie trat an den Tisch heran, setzte sich aber nicht.

Die Dörning sagte: „Wenn nicht, denn nicht. Wie steht es mit der Pinke?“

Die Stenotypistin begann zu weinen. „Beim besten Willen kann ich Ihnen nichts mehr geben!“

„Kniff!“ erwiderte die Scheuerfrau, „kommt nicht in Frage. Ich bin eine eiserne Frau darin. Man immer raus mit den Schweigegeldern!“

Die Stenotypistin schluchzte: „Wirklich, ich habe kein Geld mehr; Sie haben schon alles bekommen. Haben Sie doch Mitleid. Ich muß auch leben!“

„Daß ich nicht lache! Die paar Mark bisher. Ich soll Mitleid haben? Hab ich auch. Aber wer hat Mitleid mit mir? Meinst du, ich putzte des Nachts hier für mein Vergnügen? Und die paar Pfennige dafür? Nee, mein Fräulein, damit fängst du mich nicht. Zaster oder ich schreib'n Brief!“

„Was wollen Sie denn schreiben?“ rief die Stenotypistin erregt. „Sie bilden sich ja alles nur ein. Das kam doch von selbst!“ Die Dörning lachte.

„Schreiben Sie doch den Brief!“ rief die Stenotypistin noch lauter. „An wen wollen Sie denn überhaupt schreiben? Das ist ja lächerlich!“

„Nun pump dich man nicht so auf. Warum schreien Sie denn so. Seien Sie doch ruhig. Sollen noch mehr davon wissen?“

Die Dörning ging an die Tür und horchte hinaus auf den Flur. Dann setzte sie sich wieder. „An wen ich schreiben soll? Wenn der Chef . . . oder die Zuhause . . . erst gar nicht zu reden von der Polizei! Die schöne Stelle futsch! Von Hause rausgeschmissen! Rin in den Kahn! Das sind Aussichten.“

Die Stenotypistin antwortete darauf nichts. Ersäufen sollte man sie, dachte sie. Nach einiger Zeit, in der die Dörning mit den Fingern auf dem Tisch gekratzt hatte, als wollte sie die Tintenflecke mit den Fingernägeln entfernen, sagte die Stenotypistin bittend: „Haben Sie doch mal Mitleid. Sie haben doch auch eine Tochter!“

Die Dörning erwiderte lächerlich stolz: „Von der kannst du dir ein Stück abschneiden. Und wenn die mal . . .!“ sie hob drohend ihre Arme, „totschlagen würde ich die!“

Totschlagen? dachte die Stenotypistin. Mit einem Male fielen ihr lauter Worte mit t o t ein: Totschlagen! Totwürgen! Totschießen! Totstechen! . . . Tot . . .! Tot . . .!

Die Scheuerfrau wiederholte heftig: „Jawohl, totschiagen! Wer tot ist, sündigt wenigstens nicht.“

Das ist ganz einfach, dachte die Stenotypistin. Wer tot ist kann auch nicht reden und keine Briefe schreiben. Sie sah lauernd die Dörning an. Die war stämmig gebaut, mittelgroß, hatte derbe, knochige Arme mit groben Händen, an denen knotige Finger so krumm wie Vogelkrallen saßen. Ihr Hals war merkwürdig dünn und ganz strängig. Einen Hals hat sie wie ein Huhn. Da hinein müßte man ein Messer stechen. Ob sie schreien wird? Wenn man schnell genug sticht, wird sie dazu keine Zeit mehr haben, überlegte die Stenotypistin. Es wurde ihr übel bei dem Gedanken.

Die Dörning begann unruhig auf ihrem Stuhl herumzurutschen. „Wat is denn? Wat is denn an mir zu sehen?“ fragte sie und sah an sich herunter.

Die Stenotypistin schreckte auf. Hastig sagte sie: „Nichts, gar nichts!“ Nur richtig zustechen, dachte sie.

„Nun bin ich es aber satt!“ rief die Dörning, sprang auf und riß der überraschten Stenotypistin die Handtasche aus der Hand.

Die Stenotypistin rief empört: „Sie sind ein ganz gemeines Weibstück. Geben Sie die Tasche her!“

„Warum nicht.“ antwortete die Dörning befriedigt, öffnete die Tasche und nahm das Geldtäschchen heraus. Die Tasche schob sie über den Tisch zurück.

„Geben Sie das Geld zurück!“ forderte die Stenotypistin.

„Sachte, sachte. Wer wird sich denn wegen den paar Pfennigen gleich so aufregen. Ich bin doch gar nicht so schlimm. Ueberlegen Sie doch mal, was der Schlamassel gekostet hätte, na wenn... Sie haben ja keine Ahnung, was so was kostet. Die paar Kröten jetzt. Dafür hab ich doch auch alles weggemacht. Was meinen Sie wohl, wenn davon der Chef was gemerkt hätte!“

Die Dörning schüttete den Inhalt des Täschchens auf die flache Hand und zählte. „Das ist aber nur mau,“ sagte sie dann unzufrieden. „Da müssen noch dickere Stücke nachkommen!“

Die Stenotypistin zitterte vor Wut und Empörung. „Geben Sie mir wenigstens das Geld für die Straßenbahn zurück!“

Sie ging auf die Dörning zu und faßte sie an den Schultern. Die Dörning gab ihr einen Stoß vor die Brust, daß sie gegen den Tisch taumelte.

„Sieh mal einer die Katze an,“ sagte sie danach. „Aber ich bin ja gar nicht so!“ Sie legte dreißig Pfennige auf den Tisch. Dann ging sie wieder an ihre Arbeit.

Ein Messer müßte ich haben, dachte die Stenotypistin voller Haß, als sie ging.

„Auf Wiedersehen, aber bald!“ rief die Dörning ihr nach.

II.

Ein Mord.

Sechs Uhr morgens.

Fernspruch ins Polizeipräsidium: „Polizeirevier elf an Kriminalkommissar vom Dienst. In Wilhelmstraße, Haus zweiunddreißig, Büro Mayer, Getreidegroßhandlung, weibliche Leiche gefunden. Augenscheinlich Verbrechen!“

Der Beamte des Dauerdienstes der Kriminalpolizei gab die Meldung an die Mordinspektion durch. Der Leiter der Mordinspektion rief den Chef der Kriminalpolizei an und erhielt den Bescheid: Aktive Mordkommission!

Der Kriminalkommissar vom Dienst benachrichtigte die Mitglieder der Mordkommission, den diensthabenden Kriminalarzt und ließ den Speisewagen — das Mordauto — vorfahren. Um siebeneinhalb Uhr war die Mordkommission vollzählig vertreten und fuhr ab.

Vor dem Haus zweiunddreißig der Wilhelmstraße stand eine große Menschenmenge. Zwei Schupobeamte kontrollierten jeden, der in das Haus wollte. Als der Speisewagen vorfuhr, kam heftige Bewegung in die Menge. Sie drängte gegen Haus und Auto. Der leitende Kriminalbeamte winkte einen Schupomann herbei und gab

Befehl, die Straße so gut wie möglich zu räumen. Der Schupo salutierte stramm und drängte sich dann mit einem verzweifelnden Gesicht in die Menge.

„Weitergehen! Gehen Sie doch bitte weiter! Weitergehen!“

„Was ist denn hier eigentlich los?“

„Gehen Sie weiter!“

„Man darf doch wohl noch fragen, was los ist. Wofür zahl ich denn meine Steuern? Wozu sind Sie denn eigentlich da?“

„Mensch, biste dämlich,“ rief eine laute Stimme, „für die Arbeitslosen! Siehste denn nicht, wie der Radiergummi schwabbel? Der möchte schon wieder mall!“

Lachen.

Der Schupo wurde nervös. Er drückte gegen die Menge wie gegen ein Luftkissen. Wo er war, wich die Menge zurück, um neben ihm an den Seiten wieder vorzuquellen.

Um acht Uhr zerstreute sich die Menge von selbst. Die vielen Menschen waren im Nu weggefegt. Die Bürozeit hatte begonnen. Nur ein kleiner Haufen Unentwegter belagerte noch die Haustür.

Maria hatte sich um eine Viertelstunde verspätet. Sie drängte sich durch den Haufen Neugieriger zur Tür hin. Die von ihrem Platz Verdrängten schimpften auf sie ein.

„Sachte, sachte, Fräuleinchen,“ sagte ärgerlich eine Baßstimme, „wie kann man nur so neugierig sein. Morgen steht doch alles in der Zeitung!“

„Fräulein, nehmen Sie Raketen!“ witzelte ein junger Mann und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Maria wehrte sich. „Ich arbeite doch in dem Bau!“

„Dumme Ziege!“ schrie wütend ein älterer Mann hinter ihr her, den sie von einem guten Sichtpunkt gedrängt hatte.

An der Tür hielten sie die Schupolente auf. Sie wies sich mit einem Firmenbogen und ihrer Fahrkarte aus. Sie durfte passieren.

Die Flure standen voll Neugieriger bis hinauf in die zweite Etage, wo das Büro Mayer war. Ins Büro durfte sie nicht hinein. Ihre Kollegin war schon da. Der Chef noch nicht.

Die Kollegin fragte: „Weißt du schon? Die Dörning haben sie heute Nacht in unserem Büro ermordet. Es darf keiner rein; es wird gerade fotografiert.“

Maria brach wortlos zusammen.

Man trug sie in das Nebenhüro und legte sie in einen Klubsessel. Jemand hatte nach dem Kriminalarzt gerufen, der über die Störung ärgerlich herbeikam. Er ließ sich Wasser reichen, mit dem er, nachdem er Marias Kopf tiefer gebettet hatte, Stirn und Schläfen einrieb. Nach einigen Minuten öffnete Maria die Augen. Sie hob die Lider so schwer, als wären sie aus Blei. Sie sah starr den Arzt an. Er gab ihr Wasser zu trinken. Dabei sagte er beruhigend: „Wer wird denn gleich ohnmächtig werden.“

Sie sagte entsetzt: „Blut!“

Voller Furcht sah sie auf seinen Hals.

„Blut?“ fragte der Arzt erstaunt. „Wo denn?“

Unwillkürlich faßte er an seinen Hals. Dann lachte er und zog aus seinem Binder die Krawattennadel. „Sie meinen das hier?“

Es war eine in Silber gefaßte, blutrote, große Koralle. „Bemüht?“

Maria nickte. Der Arzt ging ins Mayersche Büro zurück.

„Na.“ sagte die Kollegin, „seit dem du aus dem Krankenhaus raus bist, bist du keinen Groschen mehr wert!“

Ein Kriminalbeamter kam in das Büro herein und fragte: „Kann jemand nähere Angaben über die Tote machen. Wo sie wohnt und so weiter?“

Die Kollegin meldete sich.

„Wissen Sie, wo sie wohnt?“

„Das müßte ich in der Kartothek nachsehen!“

Der Beamte forderte sie auf mitzukommen.

Die Ermordete saß im Zimmer des Chefs im Klubsessel vor dem Schreibtisch. Der Oberkörper hing nach vorn. Der Kopf stieß mit dem Kinn auf die Brust. Im Nacken hatte die Tote einen klaffenden Schnitt. Blut war den Hals hinunter in die Kleider gelaufen. Der Sessel war voll Blutspritzen. Am Schreibtisch angelehnt stand ein Schrubber, daneben lag ein Mop, auf dem Schreibtisch ein Geldtäschchen, auf dem Parkett rechts vom Sessel ein Zehnmarkschein, hinter dem Sessel ein breites Brotmesser. Die linke Hand der Toten war in den Sessel gestützt, der rechte Arm hing über die Sessellehne. In der linken Fensterecke war ein Fotoapparat aufgestellt. Die Beamten standen an dem anderen Fenster und unterhielten sich.

Die Stenotypistin entnahm der Kartothek die Adresse der Döring. Dann mußte sie wieder das Büro verlassen. Draußen wurde sie mit Fragen bestürmt.

Nach einiger Zeit wurde die Döring auf einer Bahre, die mit einer Wolldecke zugedeckt war, fortgetragen.

Mayer kam ahnungslos um zehn Uhr ins Büro. Im Flur des Erdgeschosses fing ihn Rechtsanwalt Dr. Salomon ab, der vor seinem Büro stand. Er hatte noch den Speisewagen abfahren sehen und war schon orientiert.

„Was sagen Sie? Da sind Sie noch mit einem blauen Auge davongekommen. Es soll nichts gestohlen sein!“

Mayer sah ihn erstaunt an.

„Was, Sie wissen noch nichts?“ rief der Rechtsanwalt. „Aber, Mann, bei Ilmen im Büro ist doch die Döring heute Nacht ermordet worden!“

Mayer wurde kreidebleich. „Machen Sie keinen Quatsch, Doktor!“ erwiderte er.

„Im Ernst. Darüber macht man keine Scherze.“

Mayer wurde es unbehaglich zu Mute. Er ließ den Rechtsanwalt stehen und stürmte die Treppen hinauf zu seinem Büro. Die Flure standen immer noch voll Menschen, die ihm neugierig und

begierig nach weiteren Sensationen nachstarrten. Im Büro war niemand anwesend. Er lief auf den Flur zurück und fragte atemlos: „Wo stecken denn zum Kuckuck meine Damen?“

Jemand rief in das Nachbarbüro hinein: „Fräulein Schwarzkopf, Ihr Chef!“

Statt Maria kam die Kollegin auf den Flur hinaus.

Mayer brüllte sie an: „Wo ist die Schwarzkopf?“

Die Stenotypistin antwortete beleidigt: „Im Büro von Goldschmidt, ihr ist nicht wohl. Weshalb schreien Sie denn so?“

„Warum hat mich niemand angerufen?“

„Wir dürften nicht ins Büro!“

„So,“ sagte Mayer mit verbissener Wut, „es gibt ja nur im ganzen Haus ein Telefon. Bin ich Chef oder bin ich nicht Chef. Ich habe doch, verdammt noch mal, das meiste Interesse, zu wissen, was in meinem Büro passiert!“

Die Stenotypistin antwortete nicht. Komm doch früher ins Büro, du Ekel, dachte sie.

„Rufen Sie die Schwarzkopf!“

Mayer wollte ins Büro zurück. Aber er hatte mit einem Male Furcht, noch einmal allein hineinzugehen. Er wartete, bis die Stenotypistinnen kamen. Maria sah erschreckend aus. Ihr Gesicht war ganz fahl, beinahe gelb und ihre Augen lagen tief in den Höhlen.

„Mein Gott,“ sagte Mayer bestürzt, „wie sehen Sie denn schon wieder aus! Sind Sie krank? Machen Sie keine dummen Witze; Sie können doch nicht schon wieder feiern, wo wir bis über die Ohren in Arbeit stecken!“

„Sie hat sich nur so erschrocken!“ sagte die Kollegin.

Mayer ließ die Mädchen zuerst ins Büro gehen. Er folgte furchtsam. Den blutigen Sessel ließ er sofort zur Reinigung abholen.

Die Abendzeitungen brachten bereits einen ausführlichen Bericht von dem Mord. Dem Wächter der Wach- und Schließgesellschaft war aufgefallen, daß im Mayerschen Büro das Licht die ganze Nacht über brannte. Als er seinen Dienst begann, war die Haustür nicht verschlossen gewesen. Er hatte sie zugeschlossen, weil er angenommen hatte, die Dörning habe vergessen, die Tür zu verschließen. Die Dörning, die immer um vier Uhr morgens mit dem Putzen fertig gewesen war, hatte er nicht fortgehen sehen. Um sechs Uhr war er ins Mayersche Büro gegangen, weil er angenommen hatte, die Dörning habe vergessen, das Licht auszudrehen. Um diese Zeit war sie schon tot. Er hatte sofort die Polizei benachrichtigt.

Von dem Täter fehlte jede Spur. Die Annahme der Polizei war, daß Einbrecher von der Dörning gestört worden seien, die sich zunächst versteckt hatten, dann befürchteten, von der Dörning entdeckt zu werden und sie ermordeten. Die Einbrecher mußten dann Furcht bekommen haben oder noch einmal gestört worden sein, weil nichts gestohlen worden war. Der Tod der Dörning war nach Angabe des Kriminalarztes gegen zwölf Uhr eingetreten.

Merkwürdig, selbst für die Kriminalpolizei, war das Geldtäschchen auf dem Tisch, das nach den Aussagen der Angehörigen der Dörning nicht gehörte, der Zehnmarkschein neben dem Sessel und das Brotmesser, das eine unhandliche Waffe für einen Einbrecher war. Die Kriminalpolizei bat um sachdienliche Angaben.

III.

300 Frauen sollen angeklagt werden.

Am nächsten Tag teilte die Nachrichtenstelle der Polizei im Zusammenhang mit der Verhaftung der Martin und des Kohlenhändlers der Presse mit, daß im weiteren Verlauf der Angelegenheit Anklage gegen etwa 300 weibliche Personen erhoben werden müßte, wegen Verbrechens gegen das keimende Leben.

Die Frau des Getreidegroßhändlers Mayer saß am Frühstückstisch, als sie diese Notiz in der Zeitung las. Sie erbleichte. Das Honigbrötchen, das sie aß, schmeckte plötzlich wie Stroh. Mayer war schon zum Büro gegangen.

Sie wartete eine Viertelstunde, dann rief sie ihn im Büro an. Eine müde Stimme meldete sich. „Ist da Mayer, Getreide en gros?“ fragte die Frau ungeduldig.

„Ja. Was möchten Sie?“

„Bitte meinen Mann. Hier ist Frau Mayer!“

Die Verbindung kam sofort.

„Na?“

„Ich spreche, Ida. Wer war denn vorhin am Apparat? Die ist ja einfach unmöglich. Die grault dir mit ihrer Leichenbitterstimme ja alle Kunden weg!“

„Die Schwarzkopf war das. Seitdem sie aus dem Krankenhaus zurück ist, ist nichts mehr mit ihr anzufangen. Lange sehe ich mir das auch nicht mehr an!“

Frau Ida Mayer erwiderte: „Ein Büro ist doch schließlich kein Sanatorium. Bei mir wäre sie schon längst geflogen!“

„Gott ja,“ sagte Mayer, „früher war sie prima.“

„Früher! Früher!“ antwortete sie. „Früher warst du auch mal jung und schön!“

„So, war ich das wirklich? Jetzt bin ich wohl schon ein alter Ehekrüppel, was?“

Frau Mayer umging geflissentlich die Beantwortung und sagte: „Bei dem Angebot heute ist es doch eine Kleinigkeit, eine Neus zu bekommen. Du findest dein Geld doch nicht auf der Straße! Hast du schon die Morgenzeitung gelesen?“

„Ganz flüchtig!“

„Den Artikel von dem famosen Massagesalon?“

„Nein. Was ist damit?“

Frau Ida Mayer antwortete: „Da hast du nämlich deine Eselei schwarz auf weiß!“

„Wieso Eselei? Ich muß dich doch bitten!“

Sie sagte mit verärgerter Stimme: „Einen Verstand hast du wie ein Karrengaul.“

Er erwiderte betreten: „Wenn du nicht in einem anderen Tone mit mir sprechen willst, hänge ich ein. Wir sind doch schließlich nicht zu Hause! Bitte, was ist los?“

„Das ist los,“ rief sie wütend, „daß durch die Verhaftung dieses Seideis, dieses Erpressermenschen, ein ganzes Abtreibungsunternehmen aufgefliegen ist und daß es einen Riesenprozeß gibt und daß ich darin aussagen muß und daß dann der Skandal da ist, den du ja so schlau verhindert hast. Aber das sage ich dir, mich kriegt ihr nicht vors Gericht.“

„Das ist ja . . .“, sagte Mayer bestürzt, „aber wieso ihr? Wer ist ihr?“

„Nun, du und der Salomon. Ihr wart ja beide so schlaue. Der Salomon war übrigens schlauer als du. Jetzt kriegt er seinen Prozeß bestimmt. Schöne Aussichten. Ich gratuliere dir!“

„Wenn du doch wenigstens zwei Wörter vernünftig reden könntest. Den Salomon kaufe ich mir, verlasse dich darauf. Ich will nur noch vorher den Artikel lesen!“

„Das tue, Schatz,“ sagte Frau Ida Mayer und hängte ein.

Mayer las.

Die Kollegin, die ihn beobachtete, flüsterte Maria zu: „Ich bin verdammt neugierig, was der Mayer hat. Da scheint was ganz besonderes los zu sein. Er blüht wie eine Tomate!“

Maria saß müde, bleich und interesselos vor ihrer Maschine. Sie schreckte hoch und sagte: „Was wird los sein? Er hat gestern mächtig viel eingekauft. Sicher sind die Amerikaner mit den Preisen heruntergegangen und er sitzt nun drin. Er wird auch wieder rauskommen.“

„Sei doch nicht so tranig,“ sagte die Kollegin. „Es muß was anderes sein. Er liest nicht den Börsenteil!“

Mayer sprang auf, schleuderte die Zeitung auf den Tisch und lief hinaus. In der Türe drehte er sich herum und rief zurück: „Ich bin bei Salomon, wenn ich angerufen werde!“

„Hau ab!“ sagte die Kollegin hinter ihm her, lief an den Tisch und nahm die Zeitung. Sie suchte eine Weile, dann sagte sie: „Weiß der Himmel, was den so aufgeregt hat; ich finde nichts. Aber hier steht eine große Sache über Abtreibungen. Dreihundert Frauen sollen angeklagt werden! Die können es, was?“

Maria sprang wie gestochen hoch. „Abtreibung? Dreihundert Frauen?“ Sie stürzte an den Tisch und riß die Zeitung an sich.

Die Kollegin schüttelte den Kopf und sagte ärgerlich: „Weißt du, ich bin schon neugierig . . .! Aber vielleicht bist du jetzt auch so freundlich und teilst der stauenden Mitwelt mit, was das mit den Abtreibungen auf sich hat.“

Maria las. Die Zeilen tanzten vor ihren Augen. Sie riß alle ihre Kraft zusammen. Sie fühlte, eine Ohnmacht kam. Eine rote, flimmerige Wand schob sich ihr vor die Augen. Die Wand lief wieder zurück.

„Laß die blöden Witze!“ sagte sie heftig zu der Kollegin. „Darüber lacht man nicht!“

„Da weint man drüber, natürlich,“ antwortete die Kollegin, „wenn man dabei ist!“

Maria sah sie erschrocken an.

„Nun les' doch schon vor,“ drängte die Kollegin. „Andere wollen doch schließlich auch wissen, was los ist!“

Die flimmerige Wand kam zurück. Maria wankte. Die Kollegin fing sie auf. Erschrocken sagte sie: „Schon wieder schlapp. Reiß dich doch zusammen. Du kannst doch nicht ewig krank bleiben. Der Alte schmeißt dich totsicher raus, wenn du so weiter machst und dann hängst du mit allen sieben Punkten daneben!“

Sie brachte Maria an ihren Platz und ließ sie in den Stuhl sinken. Die Zeitung war auf die Erde gefallen. Sie hob sie auf und legte sie auf den Tisch zurück. Maria kam wieder zu sich und versuchte zu lächeln, als die Kollegin zu ihr herüber sah.

„Na, siehst du,“ sagte die. „Man muß nur richtig wollen. Dann geht es schon wieder!“

Maria erwiderte: „Das ist nicht so leicht, wie du dir es vorstellst!“

Die Kollegin war gekränkt. Sie sagte: „Mit dir ist überhaupt nichts mehr anzufangen.“

„Ueber sowas macht man aber auch keine Späße. Darüber lacht man nicht. Das ist doch furchtbar!“

„Ich habe doch auch gar nicht gelacht,“ erwiderte die Kollegin erstaunt. „Natürlich ist dieser Paragraph eine Sauerei!“

Maria sprang plötzlich auf und schrie: „Doch, du hast gelacht. Aber darüber lacht man nicht, lacht man nicht, lacht man nicht . . .!“

Immer gellender schrie sie und immer dasselbe: „Lacht man nicht . . ., lacht man nicht . . .!“

„Mensch, sei ruhig!“ sagte die Kollegin erschrocken. „Die hören dich im Baul. Du bist doch nicht zu Hause!“

Maria schrie. Die Kollegin wußte sich keinen anderen Rat, sie stürzte sich auf Maria und hielt ihr den Mund zu. Unter dem Druck der Hand erstarb der Schreikampf bis zu einem kläglichen Wimmern: „Jetzt kommt alles raus, alles raus, alles raus . . .“

„Sei um Himmelswillen ruhig!“ herrschte die Kollegin sie an. „Es kommt wer, reiß' dich zusammen!“

Ein Kunde trat ins Büro.

Mayer machte bei Salomon Krach.

„Was wollen Sie denn?“ verteidigte sich der Rechtsanwalt. „Sie waren doch mit allem einverstanden!“

„Habe ich denn gewußt, daß es so auslaufen würde? Davon haben Sie kein Wort gesagt! Jetzt habe ich die Schererei. Jetzt können Sie auch sehen, wie Sie meine Frau aus dem Schlamassel herausbringen!“

Der Rechtsanwalt antwortete: „Die Sache ist in allerbesten Ordnung, wie ich Ihnen schon wiederholtermaßen versichert habe. Und eigentlich müßten Sie doch auch die Genugtuung haben, dem Staat einen großen Dienst erwiesen zu haben.“

Mayer protestierte lebhaft und sagte ärgerlich: „Wenn es auf meine Kosten geht, kann mir der Staat gestohlen bleiben.“

Der Rechtsanwalt zuckte die Schultern, ging an einen Schrank, holte Zigarren und Likör heraus und bot an. Mayer nahm eine Zigarre, biß wütend die Spitze ab, der Rechtsanwalt reichte Feuer und goß den Likör ein. Mayer trank mit einem Ruck leer und sagte dann aufatmend: „Ah, der ist gut!“ Dann setzte er sich. Bisher war er unruhig und aufgeregter im Zimmer hin- und hergelaufen.

„Und jetzt sagen Sie mir,“ sagte der Rechtsanwalt, „warum schimpfen Sie eigentlich so? Was haben Sie an der Angelegenheit auszusetzen?“

„Meine Frau wird kompromittiert.“

„Wieso denn? Das sehe ich nicht ein!“

„Sie wird vor Gericht aussagen müssen!“

„Na und?“

„Sie kann doch unmöglich so coram publico sagen, daß . . .“

„Das verlangt doch niemand von ihr,“ unterbrach ihn der Rechtsanwalt. „Außerdem kann sie auch einen schriftlichen Zeugenbescheid geben!“

„Sie soll überhaupt nicht aussagen!“ sagte Mayer heftig.

„Schön. Dann verweist sie eben und ist augenblicklich nicht zu erreichen. Ihretwegen wird das Gericht nicht vertagen. Außerdem wissen wir doch noch gar nicht, ob sie überhaupt geladen wird. Meines Erachtens ist ihre Aussage in diesem Zusammenhang völlig nebensächlich. Jedenfalls ist das kein Grund, sich aufzuregen!“

„Glauben Sie wirklich?“ fragte Mayer.

„Wer um alles in der Welt,“ sagte der Rechtsanwalt, „sollte ein Interesse daran haben, sich bei ihnen um solche Dinge zu kümmern? Wie ich gesagt habe, das ist in allerbesten Ordnung!“

IV.

Erich

Für den Abend war Maria mit Erich verabredet. Erich, der früher Büroschluß hatte, erwartete sie vor dem Bürohaus.

„Was hast du?“ fragte er besorgt, nachdem er sie begrüßt hatte.

„Mir ist nicht gut.“ Sie nahm Spiegel und Puderdose aus ihrer Handtasche und legte Puder auf ihr bleiches Gesicht. „Ist es so besser?“

„So geht es schon eher. Was war denn los?“

„Ich habe schlapp gemacht. Ich glaube, ich bin mit meinen Nerven hin!“

„Du hättest länger feiern sollen!“

Sie zog die Schultern. „Wenn es nach mir gegangen wäre . . . Was hast du vor? Am liebsten möchte ich sofort nach Hause gehen.“

„Wie du willst,“ sagte er enttäuscht. Er gab sich keine Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen.

„Es ist dir nicht Recht?“

„Ich hatte mich auf den Abend gefreut. Ist es so schlimm? Willst du es nicht wenigstens versuchen? Wenn es gar nicht geht, bringe ich dich sofort nach Hause, ja?“ bat er.

Maria zögerte unschlüssig. Ihr war miserabel zu Mute.

„Bitte,“ bettelte er.

„Was wollen wir denn machen?“

„Tanzen!“ sagte er.

Sie wäre lieber in ein Kino gegangen, aber sie sagte, weil sie ihm einen Gefallen tun wollte: „Gut!“

Er freute sich, klemmte ihren Arm unternehmungslustig unter seinen und drängte durch die menschenvollen Straßen.

Sie stellte sich das Café vor, lärmende Menschen, die laute Musikkapelle, die überfüllte Tanzfläche und hatte dabei ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit. Ein sanfter, beständiger Schmerz saß in ihrem Hinterkopf. Erich war unbekümmert. Er ahnte nicht die Ueberwindung, die es sie kostete, mitzugehen.

Das Café hatte, entgegen Marias Erwartung, mäßigen Besuch. Auf der mangelhaft erleuchteten Tanzfläche kreiste ein einzelnes Paar. Die Tische waren schwach besetzt, die Kapelle dünn. Der Kapellmeister machte den verzweifelten Versuch, die anderen Paare zum Tanz zu animieren. Er sang unter übertriebenen Gliederverrenkungen den Text des Tangos mit, den die Kapelle spielte. Seine Bemühungen waren vergeblich, das Paar blieb allein. Als der Tanz zu Ende war, drehte er sich resigniert herum und sagte mehr zu sich als zu den Musikern: „Doove Bandel!“

Maria hatte einen Tisch in einer Ecke, in der Dämmerlicht war, ausgesucht. Von der Bedienung schienen sie übersehen worden zu sein. Zum nächsten Tanz gingen sie mit auf die Tanzfläche. Drei Paare bewegten sich nun auf ihr.

Während des Tanzes erfolgte bei Maria ein plötzlicher Umschwung. Eine heiße Gier, sich zu betäuben, erfaßte sie. Ihr Gesicht rötete sich. Sie trällerte die Melodie des Tanzes mit. Als sie zu ihrem Tisch zurückgingen, sagte Erich beglückt: „Jetzt bist du wieder wie früher. So gefällst du mir!“

Sie fragte zurück: „Habe ich dir sonst nicht gefallen?“

„Schon; aber in der letzten Zeit warst du gerade kein Vorbild des Entgegenkommens!“

„Das hatte genügend Ursache. Aber du warst es auch nicht!“

„Das hatte dieselben Ursachen!“ erwiderte er und lachte. Sein Lachen war erzwungen.

Der Kellner kam an ihren Tisch und sah sie erwartungsvoll an.

„Was willst du trinken?“ fragte Erich.

„Wein, nein Sekt!“ sagte sie.

Er war betroffen. „Im Ernst?“

„Natürlich im Ernst. Was soll das schlechte Leben. Ich will es einmal gut haben!“

„Gut haben ist gut!“ erwiderte er. „Aber man muß es bezahlen können!“ Er wählte auf der Weinkarte den billigsten Sekt — Obstsekt. Der Kellner ging mit der Bestellung fort. Er mußte an der Kapelle vorbei. Im Vorbeigehen sagte er zu dem Kapellmeister: „Alles Portokassenkavaliere. Wenn das so weitergeht, können wir nächstens unsere Sachen packen und stempeln gehen.“

„Du gibst gut an!“ sagte Erich zu Maria.

„Ist es dir zuviel?“

„Ich will dir jeden Gefallen tun, aber es muß in meinen Kräften stehen!“

„Dieser stand nicht in deinen Kräften?“

„Das weißt du so gut wie ich. Bin ich Generaldirektor oder nur angehender Buchhalter mit eineinhalb hundert Mark Monatsgehalt in der Firma?“

Der Kellner brachte den Obstsekt, füllte die hohen Gläser, die überschäumten. „Zum Wohlsein,“ sagte er und ging.

Maria hob das Glas und sagte:

„Trinken wir darauf, daß du bald Generaldirektor wirst!“

„Und du seine Frau!“ lachte er.

„Sehr schön,“ erwiderte sie. „Das Auto wartet schon auf uns!“ Sie stießen mit den Gläsern an. Maria trank ihres bis auf den Grund leer.

„Schmeckt's?“ fragte er.

Sie hielt ihm ihr leeres Glas hin und er füllte es wieder. Auch dieses Glas leerte sie bis zur Neige.

„Um Himmelswillen, langsam,“ mahnte er, „sonst hast du gleich einen Schwips!“

„Ist das schlimm?“

„Das nicht, aber komisch!“ Er mußte über seine Antwort lachen.

Die Kapelle spielte einen Tango. Wieder die Melodie mitträlernd, stand Maria auf und zog Erich auf die Tanzfläche. Mit fliegendem Atem kamen sie an den Tisch zurück. Erich schwitzte. Es war warm im Lokal. Die Schwüle des Sonnentages war im Café doppelt zu spüren. Die Ventilatoren arbeiteten der paar Gäste wegen nicht.

Erich goß die Gläser erneut voll. Maria trank auch diesmal hastig leer und verlangte mehr. Erich stülpte die Flasche über ihrem Glas aus, es kamen nur noch Tropfen.

„Bestelle noch eine Flasche,“ sagte sie.

„Bedaure unendlich, gnädiges Fräulein, ich glaube nicht, daß der Wirt uns auf unser christliches Gesicht hin pumpt!“ nüselte Erich scherzend. „Ich bin pleite. Hast du Geld bei dir?“

Sie besaß eine Mark.

„Das reicht leider nicht!“

„Ist das ein Leben! Nicht einmal zum Betrinken reicht es!“ sagte sie.

„Du bist merkwürdig heute!“

„Aber so ein Leben ist doch auch zum Heulen!“ antwortete sie. „Komm tanzen!“

Diesmal stiepten sie. Sie wurde dabei unwohl. Sie gingen an ihren Tisch zurück. Er mußte sie stützen. Sie hing schwer in seinem Arm.

„Ich habe es dir ja gesagt!“ sagte sie.

„Es wird vorübergehen,“ beruhigte er.

„Nein, es wird noch schlimmer!“ widersprach sie.

„Unsinn! Mach' dich nicht selbst bange!“

„Bring' mich nach Hause!“ bat sie.

Er rief den Kellner, zahlte, und sie gingen hinaus. Die Straße war menschenleer.

„Laß' uns durch den Park gehen!“ schlug er vor.

„Ich möchte auf dem schnellsten Wege nach Hause. Du kannst dir nicht vorstellen, wie erbärmlich mir zu Mute ist!“

„Es ist der erste Abend, seitdem du aus dem Krankenhaus bist!“ bat er.

„Ich kann wirklich nicht. Ich habe ekelhafte Kopfschmerzen. Ich glaube, ich werde noch einmal krank!“

„Du willst mir keinen Gefallen tun!“ entgegnete er.

„Den habe ich dir vielzuoft getan!“ antwortete sie.

„Daß ich nicht lache. Du liebst mich nicht mehr!“ Er war verärgert über ihre Absage.

Sie sagte: „Ich liebe dich vielzuviell!“

„Dann würdest du mit in den Park gehen!“

„Aber ich kann doch nicht!“ sagte sie ganz verzweifelt. „Du hast es doch soeben gesehen. Ich bin krank! Mir ist zum Sterben übel!“

Der Aerger fraß weiter an ihm. Er sagte: „Wenn man sich so hängen läßt wie du, kann man auch nicht gesund werden!“

Der Vorwurf traf sie hart. „So,“ erwiderte sie, „ich laß' mich hängen! Und wegen wem ist denn alles so gekommen?!“

„Es war eben soviel deine wie meine Schuld!“ verteidigte er sich betroffen.

„Es soll nicht mehr meine Schuld sein, verlasse dich darauf!“ antwortete sie heftig.

„Ich habe es ja gesagt, du liebst mich nicht mehr!“

„Das ist doch Unsinn!“ rief sie, dem Weinen nahe. „Du treibst alles auf die Spitze. Soll es denn wieder soweit kommen?“

„Das braucht es nicht. Wir werden jetzt vorsichtiger sein!“

„Wer? Du oder ich?“

„Beide. Sei kein Frosch, Maria. Es ist schade um den schönen Abend, wenn du nach Hause gehst.“

Während des Gesprächs waren sie die Straße in der Richtung des Parkes gegangen. Maria blieb stehen und sagte: „Sei vernünftig, Erich. Es ist alles anders, wie du es dir denkst. Ich bin wirklich krank!“

Vom nahen Park drang Laub- und Blumengeruch zu ihnen.

„Du willst mich nur los sein!“ erwiderte er verschnupft. „Aber du mußt dir dann auch die Folgen zuschreiben!“

„Glaube mir doch!“ sagte sie und war wegen der Drohung gekränkt. „Wir gehen dafür Sonntag den ganzen Tag raus, willst Du? Heute kann ich bestimmt nicht!“

„Du willst nur nicht!“ murmelte er eigensinnig.

Eine Straßenbahn kam, mit der Maria fahren konnte.

„Ich will dir nicht den Abend verderben, Erich. Ich fahre mit der Bahn nach Hause. Du kannst ja noch spazieren gehen!“

Der Wagen hielt. Maria stieg ein. Sie hoffte, Erich würde doch mitfahren. Er blieb aber draußen stehen. Als die Bahn fortfuhr, grüßte er steif.

Maria mußte mit Gewalt die Tränen, die ihr hochschossen, zurückdrängen. Gedanken, die ihr Angst machten, stürmten auf sie ein. Der Straßenbahnwagen schleuderte in den Straßenkurven. Bei jedem Stoß schreckte sie aus ihren Gedanken hoch.

Die Nacht war, wie die vorausgegangenen, grauenvoll. Ein bleischerer giftiger Schlaf überfiel Maria, sobald sie sich zu Bett begeben hatte. Wie eine Fliege von einer Spinne wurde sie von diesem Schlaf gefangen. Mitten in der Nacht erhob sich eine riesengroße rote Wand. Die Wand rollte auf sie zu — Maria konnte nicht fort-eilen — und über sie hinweg. Immer wieder kam sie angerollt und trennte sich dann plötzlich in der Mitte; ein Riesenstück Speck, das von unsichtbarer Hand zerschnitten wurde. Ein klaffender Spalt, grellweiß, blieb zurück und blieb in ihrem Traum, bis die Mutter sie weckte. Todmüde und vom Angstschweiß naß, blieb sie noch wenige Minuten im Bett liegen und machte sich dann fertig, um ins Büro zu gehen.

Aber ihre Kräfte waren aufgezehrt. Es ging über das Menschenmögliche hinaus, wie sie lebte. Seit drei Tagen trug sie eine polizeiliche Vorladung mit sich herum, deren Termin schon überschritten war, aber sie fand keinen Mut, ihr Folge zu leisten.

Am Abend hatte sie Fieber. Ihr Kopf glühte wie eine elektrische Sonne. Die Gedanken zerreißen und flattern fort wie Schmetterlinge. Erinnerungen, freudvolle aus den Kindertagen, tauchen plötzlich auf. Aber sie bleiben nur eine kurze Weile. Dann werden sie von bitterbösen und angstvollen verdrängt.

Dabei sitzt sie am Tisch in der Küche. Sie beginnt irre zu reden. Die Mutter sieht aufmerksam nach ihr hin, legt ihre Hand auf Marias Stirn und sagt erschrocken: „Aber du hast ja Fieber! Du mußt ins Bett!“ Die gute Mutter. Wie ihre schwielige Hand kühlt. Wenn sie ihr doch alles sagen könnte, wie sie es als Kind getan hatte.

Die Mutter brachte sie zu Bett, ging für einen Augenblick fort und ließ sie allein mit ihrer Angst. Sie wurde von der Angst gejagt, wie eine Katze am hellen Tag auf offener Straße von Straßenköttern gejagt wird.

Die Mutter kam mit einem Umschlag wieder, legte ihn Maria um den heißen Leib. Vor plötzlichem Frost schlug Maria die Zähne gegeneinander. Um das kalte, nasse Leinentuch legte die Mutter eine Woldecke und darüber zog sie das dicke Zudeck.

Der Umschlag beruhigte Maria. Aber bald war seine Kühle aufgezehrt von der Hitze des Fiebers. Ihr Leib kochte in dem Umschlag. Der Umschlag war zur Fessel geworden. Sie zertrte und strampelte, um von ihr loszukommen. Aber sie war von dem Umschlag gefangen, wie sie von ihren Träumen gefangen war.

Ihr Bewußtsein schwand. Es schaltete sich aus wie im Kino das Licht. Dunkler und dunkler wurde es und zuletzt war nur noch schwarze Nacht da. Ganz weit hörte sie die Mutter sagen: „Wir müssen einen Arzt holen!“ Und sie dachte müde: Wir kommen auch gar nicht aus dem Unglück heraus; wer ist denn nun krank?

Mit einem Male flog sie. Sie war leicht wie ein Stück Seidenpapier und wiegte sich in der Luft, die so blau war wie das Blau in blaugelben Stiefmütterchen. Aber dann bekam sie eine entsetzliche Angst, sie könnte fallen und sich am Boden zerschmettern. Ja und sie fällt ja auch! Es wird ein gräßliches Unglück geben! Hilfe!

Aber es gab keinen Boden mehr für ihren Fall. Sie fiel endlos. Ihre letzten Gedanken waren fortgeflattert wie müde Vögel zur Nacht.

Ihr Körper lag im Kampf mit einer Gehirnentzündung.

V.

Meier mit „ei“

Die Frau des Lehrers Meier, der an der katholischen Volksschule in der Wiesenstraße unterrichtete, hatte eine polizeiliche Vorladung erhalten. Die Vorladung verheimlichte sie ihrem Manne. Zu der angesetzten Zeit fand sie sich auf dem Polizeibüro ein, wurde aber noch nicht zur Vernehmung zugelassen. Sie mußte warten. Wie sie, warteten mehrere Frauen im Vorraum des Vernehmungszimmers. Die Frauen sahen ängstlich vor sich hin. Wenn eine mit Name: aufgerufen wurde, schrak sie zusammen und ging zögernd, als schleppe sie schwere Gewichte an den Füßen, ins Vernehmungszimmer hinein. Hieraus kamen alle Frauen mit verweinten Augen.

Die Frau des Lehrers Meier mußte nahezu zwei Stunden warten, bis sie hereingerufen wurde.

In dem Vernehmungszimmer saßen drei Beamte. Einer von ihnen war der Glatzkopf. Als er die Frau sah, sagte er: „Sie sind noch nicht dran!“

Zu dem Schupobeamten, der die Frauen aufrief, sagte er: „Bitte sie Frau Mayer herein; wir können sie nicht länger warten lassen!“

Die Frau des Lehrers, die sich schon in der Türe befand, um hinauszugehen, drehte sich herum und kam zurück.

„Aber so hören Sie doch, Sie sind noch nicht dran!“ sagte der Glatzkopf ungehalten.

„Ich bin Frau Meier!“

„Wieso?“ fragte der Glatzkopf verdutzt. „Sie sind Frau Mayer? Aber reden Sie doch keinen Unsinn. Oder sind zwei Mayer in der Liste?“ fragte er einen Beamten, der das Journal der Martin vor sich liegen hatte. Der durchflog ein herausgeschriebenes alphabetisches Verzeichnis.

„Es ist nur eine Meier, Gartenstraße 31, da!“

„Das bin ich,“ sagte die Frau des Lehrers.

„Sie wohnen in der Gartenstraße?“ fragte noch erstaunter der Glatzkopf. „Aber das ist doch nicht möglich; ich kenne Frau Mayer persönlich!“ Er ging in den Vorraum zu den wartenden Frauen und suchte unter ihnen. „Ist ihr Mann Getreidegroßhändler?“ fragte er, als er wieder hereinkam.

„Nein, Lehrer!“

„Was wünschen sie denn?“

„Ich habe eine Vorladung erhalten!“

„Geben sie her!“

Sie gab die Vorladung dem Glatzkopf.

„Stimmt,“ sagte er. „Ich kann mir das nicht erklären! Sind Sie vielleicht auch von dem Kohlenhändler Waßmann erpreßt worden?“

„Nein.“

„Oder haben Sie sich mal im Massagesalon „Jugendkraft“ behandeln lassen?“

„Ja . . . nein!“ sagte verwirrt die Frau.

Der Glatzkopf sah sie lauernd an. „Sie müssen hier die Wahrheit sagen! Nun?“

Die Frau schwieg.

Der Glatzkopf trat dicht vor sie hin und sagte ganz plötzlich und für die Frau unerwartet: „Wir wissen alles; Sie haben abtreiben lassen!“

„Nein . . . nein!“ stammelte die Frau.

„Lügen Sie nicht!“ fuhr der Glatzkopf sie an. „Schreiben sie,“ sagte er zu dem Beamten, der das Protokoll führte: „Die Frau des Lehrers Meier, Meier mit „e i“, gibt zu . . .“

Die Frau unterbrach ihn erschrocken: „Ich habe nichts zugegeben!“

Der Glatzkopf beachtete ihren Einwurf nicht. „Gibt zu,“ fuhr er fort. Er stand mit dem Rücken der Frau zugewandt. Ganz plötzlich drehte er sich herum und schrie die heftig erschrockene Frau an: „Wieviel Geld haben Sie der Martin für die Abtreibung gegeben?“

„Hundert Mark,“ sagte die Fingeschüchterte verwirrt.

„Schreiben Sie, gibt zu, hundert Mark an die Martin für eine Abtreibung gezahlt zu haben!“

Der Beamte schrieb. Die Frau weinte leise vor sich hin.

„Unterschreiben Sie,“ sagte der Glatzkopf.

Die Frau des Lehrers unterschrieb.

„Sie können gehen!“

Die Frau des Lehrers Meier kam weinend, wie die Frauen vor ihr, aus dem Vernehmungszimmer heraus.

„Ich möchte nur wissen,“ sagte der Glatzkopf, „wie die andere Mayer in die Sache hineingekommen ist?“

„Wo warst du?“ fragte der Lehrer seine Frau, als sie nach Hause kam.

Der Junge war im Zimmer. Sie machte eine müde, ablehnende Bewegung. Der Junge sah sie an und sah, daß sie geweint hatte. Er sagte erstaunt: „Mama, du hast ja geweint! Bist du krank?“

Der Lehrer sah seine Frau aufmerksam an. Sie ging schnell hinaus. Er folgte ihr.

„Was hast du?“ drängte er.

„Wenn der Junge zu Bett ist,“ sagte sie und hatte Mühe, ihr Schluchzen zurückzuhalten, „sage ich dir alles!“

Durch alle Höllen ihrer Beamtenehe jagte die Frau den Lehrer. Er saß schwer atmend in seinem Schreibtischsessel, zusammengesunken, wie von Keulen niedergeschlagen und fragte immer wieder: „Warum? Warum?“

„Warum?“ sagte sie; sie war jetzt ganz ruhig, unheimlich ruhig; alle Hemmungen gegenüber dem Mann vor ihr hatte sie abgelegt. „Warum? Weil der Junge studieren sollte. Weil das dein großer Wunsch ist. Weil aus ihm ein großer Mann werden soll, der du nicht werden konntest. Alles dreht sich nur um den Jungen. Aber in Wirklichkeit geht es ja nicht um den Jungen, sondern um dich. Du willst, daß der Junge, und in Wirklichkeit bist du der Junge! Der Junge will ja gar nicht. Du quälst ihn. Er weint, wenn du nicht da bist. Er ist schon ganz krank. Ist das denn überhaupt noch ein Kind? Immer soll er über den Büchern hocken. Ich habe ja nie etwas sagen dürfen. Du bist der Hausvater. Du bist der Ernährer. Nur du, du, du!“ Ihre Anklagen überschwebten den Lehrer, wie ein Meer, daß die Dämme durchbrochen hat. Unaufhörlich strömt das Wasser, wälzen sich die Wellen heran. Der Lehrer war machtlos.

Den Jungen hatten sie ins Bett geschickt. Er stand im Hemd hinter der Türe und horchte, was die Eltern hatten. Mit vierzehn Jahren ist die Welt voller Geheimnisse. Wohl weiß man schon von Frauen, denn in den Nächten träumt man von ihnen und am Morgen liegt das Kissen zwischen den Beinen und hat Flecken mit gelben Rändern. In der Schule zeigt man Postkarten, auf denen nackte Frauen photographiert sind. Das ist häßlich und schön zugleich. Geheimnisse hat die Welt. Geheimnisse haben die Eltern.

Die Eltern saßen so, daß nur ihre Leiber im Lichtschein der Lampe lagen. Ihre Köpfe ragten in das Dunkel des Zimmers hinein. Sie sahen aus wie Gespenster, denen die Köpfe fehlten und ihn schauderte. Aber er harrte aus am Schlüsselloch, durch das kalt die Luft strich und ihm die Augen entzündete.

Es war, als redeten die Eltern mit den Händen. Wenn ihre Stimmen ertönten, krampften und streckten sich die Finger, hoben und spreizten sich und ballten sich zu Fäusten. Der Vater hatte seine Hände auf die Lehnen seines Stuhles aufgestützt, die Hände der Mutter lagen im Schoße.

Den Vater hatte er so noch nie gesehen. Fast tat er ihm leid.

Der Vater sagte: „Das tut ja doch alles nichts zur Sache. Warum mußtest du das tun?“

„Ich will ja auch, daß aus dem Jungen was wird!“

„Ich begreife gar nicht,“ sagte der Vater, „es ist so lange gut gegangen und nun mit einem Male . . .!“

Die Mutter sagte böse: „Du hast nichts daran getan, daß es gut gegangen ist. Du hast dein ganzes Leben lang darauf gesehen, daß du nicht zu kurz kamst. Wie mir zu Mute war, hast du nie gefragt. Ganz kaputt bin ich geworden!“

„Du bist ungerecht,“ sagte der Vater. „Habe ich nicht immer für dich und den Jungen gesorgt? Ich habe dir genug Geld gegeben . . .“

„Geld, Geld!“ rief die Mutter. „Was ist denn Geld? Gut, du hast mir Geld gegeben, hast aber immer dabei gesagt, Sorge gut für den Jungen. Gut, ich habe gesorgt und jetzt ist es auch nicht richtig!“

„Andere Männer gehen an den Stammtisch,“ fuhr der Vater fort, „machen große Ferienreisen, gehen mit anderen Frauen; ich habe das nie getan. Du bist ungerecht! Kümmern sich andere Väter um ihre Söhne so wie ich um meinen Sohn?“

„Immer der Sohn, immer wieder der Sohn,“ sagte die Mutter gequält. „Er ist doch auch mein Sohn. Aber kenne ich ihn denn überhaupt noch? Immer muß er lernen. Er muß der Erste sein in der Schule. Er muß! Wir beide, ich und der Junge, sind ja nur Gegenstände für dich, mit denen du bei den anderen renommierst! Schaut her, was ich für ein Mustermann bin!“

Der Vater machte mit den Händen eine müde Bewegung und sagte: „Aber ich wollte doch nur euer Bestes. Du und der Junge werdet es mir noch einmal danken.“

„Danken, Danken!“ antwortete die Mutter müde. „Das hat ja keinen Zweck, mit dir zu reden. Wir drehen uns ja immer im Kreis. Der liebe Gott Meier gibt euch zu essen, er gibt euch zu trinken, zu kleiden, er straft euch, wenn es not tut, und ihr habt nur zu danken für soviel Gütel!“

„Das ist Sünde, was du redest,“ sagte der Vater erschrocken. „Nimm nicht das auch noch auf dich! Wie kannst du mich mit Gott vergleichen?“

„Wenn man euch die Wahrheit sagt, dann sündigt man. Das ist eure allerletzte Weisheit. Weiter wißt ihr nichts. Du nicht und der Pfarrer nicht, der in der Kirche gegen die toten Seelen auf der Bettdecke predigt. Stört er sich aber oder der liebe Gott daran, wenn die lebenden Seelen nicht leben können?“

Die stille, geduldige Mutter höhnte den Vater. Sie hatte keine Furcht vor ihm. Der Sohn konnte das Geheimnis nicht ergründen. Tote Seelen auf der Bettdecke? Es umging ihn mit denselben Schauern wie die Heiligenbilder, die tot waren und doch lebendig sein sollten. Man konnte sie verspotten und es erfolgte keine Strafe. Wird er je das Geheimnis ergründen? Er stand im dunkeln Flur, hörte die Uhren im Hause schlagen. Um ihn brodelte die Nacht.

„Du hättest es austragen müssen!“ sagte der Vater.

„Und dann?“ fragte die Mutter. „Und der Junge? Für beide hätte es nicht gereicht!“

Der Vater zuckte die Schultern. „Er hätte dann eben Geistlicher werden müssen.“

„Dazu,“ sagte die Mutter, „war er mir zu schadel!“

„Und was soll jetzt werden?“ fragte der Vater verzweifelt.

„Sie werden mich doch nicht mehr Lehrer sein lassen und du wirst ins Gefängnis kommen!“

Die Mutter ins Gefängnis? Der Junge schrie auf vor Angst um die Mutter.

„War das nicht der Junge?“ fragte die Mutter erschrocken. „Er hat doch geschrien?“

„Ins Gefängnis!“ stöhnte der Lehrer. „Was soll dann werden? Die Stellung werde ich verlieren!“

Die Mutter stand auf, der Sohn hörte ihren Stuhl rücken. Er mußte fliehen!

Die Mutter sagte: „Es ist nicht das erste Mal. Meinst du denn, ich wäre ein Faß, in das du an jedem Samstag scheppen kannst, ohne voll zu werden?“

Der Sohn floh durch den dunkeln Flur in sein Bett. Die Mutter kam. Er tat, als schliefe er, aber weinte vor Angst um die Mutter. Die Mutter ließ besorgt nach seiner Stirne und fühlte dabei die Tränen. Sie zuckte zusammen und ahnte, daß er gehorcht hatte. Sie sagte nichts. Sie setzte sich auf sein Bett und hob ihn in ihre Arme. Mit schweren Seufzern schlief er an ihrer Brust ein.

•

In der Nacht schreckte er auf. Aus der Küche drangen die erregten Stimmen der Eltern. Es roch nach Gas.

„Laß mich!“ stöhnte der Vater.

Die Mutter riß die Fenster auf. „Ich laß' mir den Jungen nicht vergiften,“ sagte sie. „Mach du meinetwegen was du willst!“

„Was soll denn nur werden?“ fragte der Vater.

Die Mutter sagte: „Für den Jungen werde ich schon sorgen und wenn ich mich totschuffen muß!“

„Warum das nur alles,“ sagte der Vater. „Du hättest mit mir darüber sprechen müssen!“

„Du hast dich ja geschämt, darüber zu sprechen!“ antwortete die Mutter. Der Sohn schlief wieder ein und träumte von der Mutter. Aber am Morgen, als sie ihn weckte, wußte er nicht mehr, was es gewesen war.

Beim Frühstück taten die Eltern, als wenn nichts gewesen wäre. Die Mutter beobachtete ihn ängstlich, wenn er sie nicht ansah. Der Mutter zuliebe tat er, als wüßte er nichts. Wenn er daran dachte, daß die Mutter ins Gefängnis kommen sollte, kamen ihm mit aller Gewalt die Tränen in die Augen, aber er schluckte sie mannhaft herunter.

In der Schule konnte er dem Unterricht nicht folgen. Der Studienrat schickte ihn in der dritten Stunde nach Hause. Aber er hatte Angst, nach Hause zu gehen; er fürchtete, sich zu verraten, wenn er mit der Mutter allein war. Er lief in der Stadt umher. Als er am Bahnhof vorbeikam und die Züge brausen hörte, bekam er unbändige Lust, fortzufahren. Er würde in der Welt sein Glück machen, als reicher Mann in die Stadt zurückkehren und die Mutter zu sich auf seine Farm in Texas holen. „Hallo, alter Junge!“ begrüßten ihn die Cowboys, seine braven Jungen, die ihm die Viehherden in der Zeit beaufsichtigt hatten, in der er fort war, die Mutter holen. „Ist das deine Mutter?“ fragten sie. „Das müssen wir schon sagen, das ist mal eine Mutter. Wir sind ganz neidisch auf dich wegen ihr. Unsere Mütter sind längst nicht so fein. Du hast ein verdammtes Glück!“ Er war ganz stolz auf seine Mutter.

Als er am Mittag nach Hause kam, war der Vater schon da. Er sah krank aus. Die Mutter hatte für ihren Jungen das Lieblingsessen gekocht. Aber es schmeckte ihm gar nicht. Er kam nicht von dem furchtbaren Gedanken los, daß die Mutter ins Gefängnis sollte. Was hatte sie denn verbochen? Und weshalb wollte sich der Vater in der Nacht vergiften?

„Hallo! Da Mayer Getreide en gros?“

„Ja, bitte?“

„Bitte Herrn Mayer an den Apparat!“

„Ist am Apparat!“

„Hier ist Salomon. Habe eine wichtige Mitteilung von der Polizei erhalten, die sie interessiert. Sie sind gar nicht der richtige Meier. Der richtige ist Meier mit ei. Der Brief ist von der Post irrthümlich an sie bestellt worden. Der richtige Meier ist Lehrer und wohnt 31 statt 37. Wiedersehen. Bin sehr eilig, muß noch zum Gericht!“

„Hallo! Hallo . . .“ rief Mayer. Aber der Rechtsanwalt hatte schon eingehängt.

„Hier ist Mayer, ja, bitte?“

„Ida, bist du am Apparat? Hier ist Simon! Du wirst staunen!“

„Nun?“

„Salomon hat gerade angerufen. Du bist gar nicht die richtige Mayer. Die richtige Mayer ist Meier mit ei und wohnt in 31. Der Brief ist von der Post falsch bestellt worden!“

„Wie? Wir sind das gar nicht?“

„Ja. Die Polizei hat Salomon angerufen!“

„Die Polizei hat angerufen?“

„Nein, Salomon ist von der Polizei angerufen worden und hat dann gleich an mich durchgegeben. Bist du im Bilde?“

„Vollkommen. Ich hoffe, du hast Salomon klar gemacht, daß ich ein brennendes Interesse daran habe, als Zeugin vor Gericht auszusagen!“

„Wie?“ fragte Mayer. „Du als Zeugin aussagen? Wieso denn? Ich verstehe dich nicht. Erst gestern hast du doch . . .“

„Nichts habe ich!“ unterbrach sie ihn. „Wenn es um mich geht, bist du rücksichtslos wie ein Bierkutscher. Durch mich ist doch das Ganze aufgedeckt worden. Folglich habe ich wohl ein Recht, in dem Prozeß eine Rolle zu spielen. Alle Zeitungen werden von dem Prozeß berichten. Meine Freundinnen werden platzen, wenn sie erfahren, daß durch mich . . . Das ist doch alles so sonnenklar. Man muß schon ziemlich beschränkt sein, wenn man das nicht versteht. Und für das Geschäft hat es doch auch einen Vorteil. Eine solche gute und billige Reklame bekommst du nie wieder! Lehrer ist der andere Meier, sagst du? Studienrat oder einfacher Lehrer? Das ist sehr interessant!“

„Ja, Lehrer!“ schrie Mayer in den Apparat. „Und ich werde nie lernen, die Höhenflüge deines Geistes zu kapieren!“

„Das kommt davon“, erwiderte Frau Ida Mayer vorwurfsvoll, „daß du nie versucht hast, dich in meine Seele zu versenken!“

VI.

Der Glaskopf hat ein Schweineglück

Maria wachte auf von Stimmen, die an ihrem Bett ertönten. Sie war entsetzlich müde. Sie wollte die Lider aufschlagen, aber es ging nicht. Sie lagen über den Augen so fest, als wären sie mit ihnen verwachsen. Sie konnte die Augen nicht aufschlagen und schlief wieder ein.

Wieder waren Stimmen an ihrem Bett. Diesmal konnte sie verstehen, was sie sagten.

Die Mutter sagte: „Aber Sie sehen doch selbst, daß sie nichts sagen kann. Sie ist noch gar nicht bei Besinnung. Gestern war erst die Krise. Kommen Sie ein andermal wieder. Vielleicht kann sie dann etwas sagen!“

Ein Mann sagte: „Es tut mir leid, Frau Schwarzkopf, aber ich muß die Aussage sofort haben. Ich kann nicht noch einmal deswegen kommen!“

Die Mutter antwortete: „Aber Sie sehen doch selbst, daß es nicht geht. Sie ist noch ohne Besinnung. Eine Gehirnentzündung ist doch nicht in drei Tagen geheilt! Ueberhaupt hat der Arzt verboten, daß sie gestört wird.“

„Sie müssen sie wecken!“ forderte die Männerstimme.

„Das tue ich nicht!“ sagte die Mutter heftig. „Und wenn der Polizeipräsident selbst kommt!“

Polizei war da? Maria schlug die Augen auf. Wie entsetzlich schwach sie noch war.

„Sie ist ja wach!“ rief der Polizeibeamte erfreut. „Sehen Sie!“

Es war der Glatzkopf. Die Mutter seufzte und sagte: „Bist du wach, Maria, kannst du mich verstehen?“

Maria nickte. Es fiel ihr unendlich schwer, zu nicken.

„Hier ist ein Kriminalbeamter. Er will eine Aussage von dir. Aber du darfst dich nicht aufregen!“

Der Glatzkopf hatte einen Drehstift in der Hand und ein Aktenblatt. Er fragte? „Sie sind die Maria Schwarzkopf?“

„Das habe ich Ihnen doch schon alles gesagt!“ sagte die Mutter drängend.

Maria sagte (sie sprach so leise, daß sich der Glatzkopf und die Mutter zu ihr aufs Bett beugen mußten, um zu verstehen): „Sie hat immer Geld verlangt. Da wußte ich zuletzt nicht mehr, was ich tat?“

Der Glatzkopf sah die Mutter an. Er verstand nicht den Zusammenhang. „Wer hat immer Geld verlangt?“ fragte er.

„Die Dörning!“ sagte Maria.

Die Mutter schrie auf. Der Beamte sah sie erstaunt an.

Die Mutter sagte: „Nun gehen Sie doch um Gotteswillen! Sehen Sie denn nicht, daß sie im Fieber spricht?“ Sie wollte den Beamten hinausdrängen.

„Lassen Sie mich los!“ rief er ärgerlich. „Ich bin noch nicht fertig! Was schreien Sie denn so?“

„Er ist doch wegen der Abtreibung hier!“ sagte die Mutter und sah Maria mit Augen an, die schrecklich geweitet waren.

„Was quatschen Sie denn immer dazwischen!“ fuhr der Glatzkopf auf.

„Sie redet ja im Fieber!“ jammerte die Mutter.

Das Fieber kam wieder. Wie ein Schatten lief es über Marias Gesicht. Die Pupillen wurden groß, starr, feucht, das bläulich-bleiche Gesicht brennendrot. Das Bewußtsein schwamm fort. Schon fiebernd sagte Maria: „Das Scheusal, die Dörning, hat immer Geld verlangt!“

„Dörning? Dörning? Die heißt doch Martin!“ sagte der Glatzkopf.

Die alte Frau Schwarzkopf war ganz verzweifelt. „Quälen Sie sie doch nicht. Sie hat doch Fieber! Sehen Sie doch ihr Gesicht! Sie phantasiert ja!“ sagte sie.

Der Glatzkopf wurde ärgerlich auf sie. „Ich weiß nicht, was Sie immer dazwischen zu meckern haben. Wenn Sie Ihren Mund gehalten hätten, wäre ich schon lange fertig!“

Mit einem Male durchfuhr es den Glatzkopf siedend heiß. Er kam völlig aus der Fassung und sagte: „Na, so ein Schweineglück! Die Dörning, das ist doch die ermordete Putzfrau!“

Die alte Frau Schwarzkopf schrie ihn wie wild an: „Machen Sie, daß Sie rauskommen, Sie, Sie Menschenquäler!“

*

Maria wachte auf, weil sie getragen wurde. Sie lag auf einer Bahre. Die Mutter stand an der Türe an eine Schwelle gelehnt, hatte die Schürze vors Gesicht geschlagen und weinte laut vor sich hin. Wie sie sah, daß Maria wach war, trocknete sie mit dem Schürzenzipfel schnell die Tränen und — lächelte. Die Tränen liefen ihr dabei über die eingefallenen, grauen Backen.

Maria wurde durch die Küche getragen. Der Vater saß am Tisch und hatte seinen Kopf in die großen, schwieligen Hände gestützt. Er stand auf und drückte Maria wortlos die Hand, die abgekehrte, blauädrige Hand. Er sagte: „Du bist ja wach!“

Und nun lächelt sie. In der Türe zum Korridor warteten die beiden kleinen Schwestern. Sie waren verlegen und sagten nichts. Auf dem Flur standen Nachbarfrauen, sahen neugierig und mitleidsvoll zu ihr hin. Am Auto auf der Straße wartete Marias Bruder. Er tat wichtig, als sie ins Auto geschoben wurde, kam er an die Bahre heran und sagte: „Du kommst ins Krankenhaus; Maria, du warst verdammt lange krank. Sie haben dich nicht früher wegbringen können. Ich komme dich mal besuchen.“

Sie wollte ihm die Hand geben. Aber ihre Kraft war aufgezehrt. Die Hand fiel auf halbem Wege zurück.

„Laß man!“ sagte der kleine Junge tröstend.

Die Tür schlug zu. Maria konnte nicht mehr an sich halten, ihre Selbstbeherrschung war zu Ende. Sie weinte laut vor sich hin. Der Wärter, der bei ihr im Wagen saß, sah mit unbewegtem Gesicht aus dem Guckfenster auf die Straße. Er sah den kleinen Bruder, wie er ein Stück, bis zur Straßenecke, hinter dem Auto herrannte. An der Ecke blieb der Junge atemlos stehen und winkte. Er zapelte mit den Armen in der Luft, wie eine junge Krähe, die zum ersten Male fliegt. Der Wärter winkte zurück und überlegte gar nicht, daß der Junge ihn nicht sehen konnte.

Das Auto brachte Maria ins städtische Krankenhaus. Es waren genau vier Wochen her, daß sie daraus entlassen worden war. Sie wurde erwartet. Die Wärter hoben sie auf das Fahrbrett, das zwei Schwestern fortschoben. Sie wurde auf ein Einzelzimmer gebracht. Das Zimmer hatte vergitterte Fenster!

VII.

Ein fauler Prozeß

Die Frau des Arbeiters Müller war Anfang Juni auf der septischen Frauenabteilung des städtischen Krankenhauses an einer verpuschten Abtreibung gestorben. Vier Wochen später stand ihr

Mann deswegen vor Gericht. Das Gericht legte ihm zur Last, die Abtreibung vorgenommen zu haben. Die Strafverfolgung wurde von der Staatsanwaltschaft auf Grund der Anzeige der Hausmitbewohnerin Flader eingeleitet.

Der Gerichtstag war ein schöner Sommertag. Der Himmel leuchtete klarblau. Es hatte wenig so schöne Tage in diesem Sommer gegeben. Das Gerichtsgebäude lag sonnenbestrahlt da und wirkte, wie alle Justizgebäude, imposant. Die viele Sonne, der arbeitslose Werktagmorgen, der Sonntagsanzug am Werktag, das Gerichtsgebäude, stimmten Müller beklommen.

Auf den Fluren war es kühl und still. Die wartenden Menschen dämpften ihre Stimmen beim Sprechen bis zum Flüstern. Das Geflüster füllte die Flure wie das Summen einer hochgespannten elektrischen Leitung.

Die Sonne zeichnete durch die hohen Fenster auf die blanken, glatten Linoleumböden helle Rechtecke, in denen die Schatten der Fensterrahmen wie lauter Gekreuzigte lagen. Aus nummerierten Zimmern traten Beamte. Sie trugen Akten unter die Arme geklemmt. Sie durchliefen eilig und wichtig die Flure und verschwanden auf den Aborten, die auch Nummern trugen.

Auf eine große Wand war das Sinnbild der Gerechtigkeit gemalt. Jeder, der durch den Flur ging, mußte es sehen. Es fiel ihm förmlich ins Gesicht. Die Gerechtigkeit trug eine Binde um die Augen gebunden. Sie war blind. Wie sollte sie da das Recht erkennen?

Vom Ende des Ganges kam Müller eine Frau entgegen: seine Schwiegermutter.

„Das Gericht ist schon da,“ sagte sie. Auch sie flüsterte: „Was werden sie nur mit dir machen? Einen Rechtsanwalt hast du auch nicht! Du hättest doch einen nehmen sollen. Sie werden dich bestimmt verurteilen. So'n Rechtsanwalt kennt doch alle Richter. Er gehört zu ihnen und kann immer etwas machen. Was soll nur aus den Kindern werden, wenn du im Gefängnis bist? Mehr als zwei kann ich nicht zu mir nehmen.“

Müller sagte: „Wie können sie mich ins Gefängnis stecken, wenn ich unschuldig bin? Ich wußte ja nicht einmal, daß die Liese das vorhatte. Das kann ich beweisen. Dafür brauche ich keinen Rechtsanwalt. Es wollte ja keiner. Erst wollten sie alle Geld sehen und ich habe doch keins. Erst das Krankenhaus für die Liese und dann die Beerdigung!“

Die Tränen kamen ihm in die Augen und in einem plötzlichen Schmerzausbruch sagte er: „Laß sie mich doch verurteilen. Laß sie doch. Ich gebe da gar nichts drum. Laß sie für die Kinder aufkommen. Ich hänge mich einfach auf, wenn ich den Dreck leid bin. Ich bin ihn schon lange leid. Schuften muß man sein ganzes Leben und dann glaubt man mal, man sei endlich aus dem Mist raus und dann kommt so was. Als wenn es noch nicht genug wäre, daß die Liese dabei kaputt ging. Laß sie mich doch verurteilen. Das ist jetzt schon alles egal. So oder so kaputt!“

Die Schwiegermutter stand da und sagte nichts. Die alte Arbeiterfrau war von Schmerz und Leid ausgebrannt wie ein Vulkankrater von der glühenden Lava.

„Konntest du denn nicht den Armenanwalt kriegen?“ fragte sie.

„Der kommt für so was nicht in Frage. Ich bin da gewesen!“

„Wenn du ins Gefängnis kommst, wirst du auch deine Arbeit verlieren!“ sagte sie, „Leute mit Gefängnis nimmt doch keiner! Was dann werden soll? Ich wage gar nicht daran zu denken!“

Sie sah nach dem Ende des Ganges. „Die Flader ist auch schon da. Da hinten steht sie!“

Die Frau, die dort stand, drehte sich schnell um. „Der Dreckhaufen!“ sagte Müller. „Aber was redest du immer vom Gefängnis? Ich bin doch unschuldig. Mich können sie nicht verurteilen.“

„Das sage nicht August,“ antwortete die alte Frau. „Die haben schon ganz andere verurteilt als dich. Wozu hätten sie dich dann vors Gericht gestellt?“

„Aber wo bleibt denn da die Gerechtigkeit? Es muß doch eine Gerechtigkeit geben!“

„Aber nicht für die Armen. Mit denen machen sie, was sie wollen! Wenn die Armen wenigstens noch zusammenhalten würden gegen sie. Aber die Armen sind sich ihre ärgsten Feinde selber. Da geht son Mensch wie die Flader hin und zeigt dich an, nur, weil sie Wut hat!“

Der Gerichtsdienner kam auf den Flur und rief: „Prozeß Müller! Alle Zeugen mit eintreten!“

Müller und die Schwiegermutter blieben solange stehen, bis die Flader hineinging. Sie sah auf den Boden und ging geduckt. Als sie an Müller vorbeikam, sagte der: „Du alter Misthaufen!“

Die Flader zuckte zusammen, sah ihn ängstlich an und lief in den Saal.

„Hab' keine Angst, du Mistvieh, ich werde mir an dir nicht die Finger schmutzig machen!“ rief Müller ihr nach.

Der Zuhörerraum war dicht gefüllt von den Frauen der Mietskaserne, in der Müller wohnte. Das Gericht war noch nicht da. Nur der Staatsanwalt. Er ging mit großen Schritten hinter dem Richtertisch hin und her. Dann und wann sah er in die Akten ein, die auf seinem Platze lagen. Der Gerichtsdienner führte Müller in die Anklagebank.

Das Gericht trat ein. Der Vorsitzende war ein großer Mann mit rotem Gesicht und einer zerhackten Backe. Unter den Schöffen war eine Frau. Ein Schöffe, der neben ihr zu sitzen kam, sah aus wie ein Arbeiter.

Das Gericht setzte sich. Der Vorsitzende las mit gleichtönender Stimme den Eröffnungsbeschluß vor. Dann ermahnte er die Zeugen und schickte sie hinaus. Die Flader vereidigte er nicht.

Der Staatsanwalt stellte den Antrag, die Oeffentlichkeit auszuschließen.

„Ich bin dagegen,“ sagte der Schöffe, der aussah wie ein Arbeiter.

„Ich auch,“ sagte die Schöffin.

„Und die anderen?“ fragte der Vorsitzende.

Einer sagte: „Ich sehe keinen Grund dazu!“

Die andern machten unbestimmte Gesichter.

„Dann brauchen wir erst gar nicht zu beraten,“ sagte der Vorsitzende. „Die Oeffentlichkeit bleibt bis auf weiteres zugelassen!“

Er fragte Müller: „Sie sind der Arbeiter August Müller, wohnhaft . . . geboren . . .“

Müller bejahte.

„Sie sind angeklagt, bei Ihrer Frau abgetrieben zu haben, wodurch deren Tod verursacht wurde. Geben Sie die Ihnen zur Last gelegte Tat zu?“

„Nein. Ich habe es nicht getan.“

„Na schön. Dann kommen wir zur Beweisaufnahme. Rufen Sie die Zeugin Flader!“ sagte er zu dem Gerichtsdienner.

Die Flader kam.

Die Schöffin meldete sich zu Wort und sagte: „Ich schlage vor, dem Angeklagten einen Oficialverteidiger zur Verfügung zu stellen.“

„Ich bin dagegen,“ sagte der Schöffe neben ihr.

Die anderen Schöffen wurden sich nicht schlüssig. Die Beisitzer und Richter waren dagegen, weil es nach ihrer Ansicht den Prozeß unnötig hinauszögerte.

„Abgelehnt!“ sagte der Vorsitzende.

„Weshalb waren Sie denn dagegen?“ fragte die Schöffin den Schöffen.

„Sie nehmen ja dem Mann die letzte Chance. Glauben Sie denn, daß er sich selbst verteidigen kann? Danach sieht er gerade nicht aus! Wie kann man seine Schöffenpflicht so leicht nehmen?“

„Im Gegenteil!“ antwortete der Schöffe. „So hat der Mann weit mehr Aussichten. Ein Oficialverteidiger fühlt sich doch nur der Justizbehörde verantwortlich. Der würde den Mann totsicher ins Kittchen bringen. Das liegt klar auf der Hand!“

Die Schöffin schwieg, aber sie war nicht überzeugt.

Der Vorsitzende ermahnte die Flader, die Wahrheit zu sagen. Die Vereidigung setzte er noch aus. Der Staatsanwalt machte eine Geste des Protestes, blieb aber ruhig.

Der Vorsitzende fragte: „Sie haben dem Gericht zweimal einen Brief geschrieben, das einamal ohne Namen, in denen Sie behaupteten, der Angeklagte habe die Abtreibung bei seiner Frau, die tödlich verlaufen ist, vorgenommen. Welche Beweise haben Sie dafür?“

„Keine!“ rief jemand im Zuhörerraum. Lachen. Der Vorsitzende klingelte und sagte: „Ruhel!“

„Welche Beweise haben Sie, Frau Flader?“

Dieselbe Stimme im Zuhörerraum sagte: „Sie war scharf auf den Müller. Aber der wollte nicht!“

Der Vorsitzende sah den Gerichtsdienner an und befahl ihm: „Stellen Sie die Person fest und schmeißen Sie sie raus! Von jetzt an werde ich jeden in Strafe nehmen, der die Verhandlung stört!“

Der Gerichtsdienner ging in den Zuhörerraum und suchte in den Reihen. Schließlich faßte er eine Frau am Arm, die in der Nähe der Tür saß und zerrte sie hinaus.

Die Frau rief: „Ich bin es doch gar nicht gewesen. Lassen Sie mich los!“

„Ruhe!“ rief der Vorsitzende. „Schmeißen Sie sie raus!“ forderte er den Justizwachtmeister auf. Er hielt es für notwendig, ein Exempel zu statuieren.

Die Flader begann plötzlich zu schluchzen und sagte weinerlich: „Sie haben alle einen Pik auf mich, seit dem ich ans Gericht geschrieben habe. Ich kann mich kaum noch auf der Straße sehen lassen. Vorhin hat der Müller auch zu mir „alter Misthaufen“ gesagt!“

Der Zuhörerraum lachte wieder. „Stimmt genau!“ sagte die Stimme.

Der Vorsitzende schrie wieder: „Ruhe!“ und wurde wütend. Der Gerichtsdienner war ganz aufgeregt; er hatte nicht aufgepaßt.

Der Staatsanwalt sprang auf und sagte: „Ich bitte die Zeugin in Schutz zu nehmen!“

Der Vorsitzende sah aufgeregt auf seine Uhr und sagte: „Lange kann ich mich nicht mehr mit dieser Sache aufhalten. Wir müssen weiterkommen! Sind Sie bedroht worden?“ fragte er die Flader. „Gegen den Angeklagten können Sie am Zivilgericht wegen Beleidigung klagen!“

„Gestern haben sie mir die Treppe verschmiert,“ erwiderte die Flader weinerlich.

„Dann müssen Sie auf die Polizei gehen. Wissen Sie, wer es gemacht hat?“

Sie wußte es nicht.

„Welche Beweise haben Sie gegen den Angeklagten?“

Der Schöffe neben der Schöffin bat, eine Frage zu stellen. „Bitte, bitte, Herr Winter,“ sagte der Vorsitzende ungeduldig, „fragen Sie selbst!“

Der Schöffe Winter fragte die Flader: „Sagen Sie mal, warum haben Sie den Brief ans Gericht geschrieben?“

Der Staatsanwalt sagte, bevor die Flader, die ganz verlegen geworden war, antworten konnte: „Doch, weil Ihr Gerechtigkeitsgefühl verletzt war, nicht wahr?“

Der Schöffe Winter sagte: „Ich protestiere dagegen, daß der Staatsanwalt der Zeugin Aussagen in den Mund legt!“

Der Vorsitzende antwortete ärgerlich: „Ich halte die Frage überhaupt für überflüssig. Das hält uns ja nur auf!“

„Immerhin geht es hier um die Existenz einer Arbeiterfamilie,“ antwortete der Schöffe Winter. „Der Staatsanwalt scheint ein Interesse daran zu haben, sie zu untergraben!“

„Unerhört!“ rief der Staatsanwalt.

Der Schöffe fuhr fort: „Der Mann ernährt vier Kinder, Herr Staatsanwalt, und unter welchen Umständen. Ihr Staat sollte ihm eigentlich dafür dankbar sein. Aber er scheint es ihm schlecht danken zu wollen!“

Der Staatsanwalt sprang wieder auf, warf knallend seine Akten auf den Tisch und schrie aufgeregt: „Ich erkläre das Gericht für befangen!“

Der Vorsitzende stand wortlos zur Beratung auf. Das Gericht folgte ihm hinaus ins Beratungszimmer. Als er zurückkam, verkündete der Vorsitzende mit eisigem Gesicht: „Das Gericht erklärt sich nicht für befangen. Wir fahren in der Beweisaufnahme fort.“ Er fragte den Schöffen Winter: „Legen Sie noch Wert auf die Beantwortung der Frage?“

„Nein. Der Staatsanwalt war ja so freundlich, für die Zeugin zu antworten.“

Der Staatsanwalt machte ein abweisendes Gesicht.

Die ganze Zeit über hätte die Flader wie eine begossene Katze vor dem Richtertisch gestanden.

Der Vorsitzende fragte sie nun: „Wieso wissen Sie, daß der Angeklagte Müller bei seiner Frau abgetrieben hat?“

„Seine Schwiegermutter hat es erzählt!“

Müller sah erstaunt auf.

„Was hat Sie gesagt?“ fragte der Vorsitzende.

„Daß er abgetrieben hat!“

„Was hat sie darüber gesagt? Wie hat sie es gesagt und wann?“

„Als die Frau Müller beerdigt war, sind wir zusammen nach Hause gegangen. Da hat sie gesagt, daß der Müller unvorsichtig gewesen sei. Vier Kinder wären doch schon dagewesen. Vier Kinder seien doch schon mehr als genug“

„Das haben Sie auch in ihrer polizeilichen Vernehmung gesagt, wie ich in dem Protokoll hier sehe.“

„Ja.“

„Das ist ganz klar,“ sagte der Staatsanwalt und legt viel Ueberzeugung in seine Stimme. „Da gibt es gar keinen Zweifel.“

Es klopfte an die Saaltüre. Der Gerichtsdienstler sah hinaus.

„Nun?“ fragte ihn der Vorsitzende.

„Der Herr Professor Schneider ist draußen. Er ist für halb-zehn geladen. Jetzt wäre es schon zehn Uhr. Er könnte nicht länger warten, er hat um elf eine wichtige Operation vor.“

Der Vorsitzende sah den Staatsanwalt an.

„Meinetwegen kann er sofort aussagen,“ sagte der.

„Bitten Sie ihn herein!“

Der Arzt, Professor Schneider, kam mit kurzen, schnellen Schritten. Er legte Stock und Hut auf den Priesstisch und tritt an den Zeugentisch. Dort machte er eine kleine Verbeugung vor dem Gericht.

„Sie kennen ja den Rummel.“ Der Vorsitzende nahm ihm den Eid ab und fragte ihn dann: „Sagen Sie uns bitte die genaue Todesursache der Müller.“

Der Arzt antwortete mit einer bedauernden Bewegung nach Müller hinüber: „Es ist dasselbe wie immer. Die Gebärmutter war angestochen und es hat eine Blutvergiftung gegeben. Hier habe ich ein schriftliches Gutachten mitgebracht.“ Er legte einen zusammengefalteten Bogen Papier auf den Richtertisch. Dann fragte er: „Kann ich jetzt gehen?“

„Bitte,“ sagte der Vorsitzende. „Wir danken Ihnen!“

„Bitte, bitte,“ wehrte der Arzt ab, und ging nach einer erneuten Verbeugung hinaus.

Der Vorsitzende sagte: „Ich schlage jetzt vor, die Schwiegermutter zu verhören!“

Der Staatsanwalt nickte. Der Gerichtsdienner rief die Schwiegermutter herein.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam,“ sagte der Vorsitzende zu ihr, „daß Sie als Verwandte des Angeklagten nicht gegen ihn auszusagen brauchen. Wollen Sie von dem Ihnen zustehenden Recht der Aussageverweigerung Gebrauch machen?“

„Nein,“ sagte die Schwiegermutter, „ich möchte aussagen.“

Sie trat näher an den Richtertisch heran. Klein, geduckt, verarbeitet, eine Ruine, aber angriffslustig.

„Dann sind Sie verpflichtet, die volle Wahrheit zu sagen, auch ohne Eid. Die Zeugin Flader behauptet, Sie hätten auf dem Nachhauseweg von der Beerdigung gesagt, der Angeklagte, ihr Schwiegersohn, habe bei ihrer Tochter die Abtreibung vorgenommen!“

„Das hat Sie gelogen!“ sagte entrüstet die Schwiegermutter.

„Sie müssen jetzt, nach dem Sie ihre Aussage nicht verweigert haben, die lautere Wahrheit sagen!“ ermahnte eindringlich der Vorsitzende.

„Das ist die lautere Wahrheit! Das habe ich nicht gesagt! Das kann ich beschwören!“

„Ihr Eid kommt als Verwandte des Angeklagten nicht in Frage!“

„Zeugin Flader, wie ist das? Was hat die Zeugin zu Ihnen gesagt?“ „Als wir nach Hause gegangen sind, hat sie gesagt, der Müller sei nicht vorsichtig genug gewesen und daß ja schon vier Kinder da seien.“ Sie war nicht mehr so sicher wie vorher.

„Haben Sie das gesagt?“

„Ja.“

Der Staatsanwalt sagte in einem Tone, der klar ausdrückte, daß er die Angelegenheit für so gut wie erledigt betrachtete: „Warum nicht gleich so!“

Der Vorsitzende wandte sich an Müller, der ganz bestürzt war: „Angeklagter, was sagen Sie jetzt?“

Müller war wie vor den Kopf geschlagen. „Ich habe es nicht getan!“

„Ich bin ja noch gar nicht fertig,“ sagte die Schwiegermutter. „Die hat das ja absichtlich falsch verstanden. Wir haben ja gar nicht von der Abtreibung gesprochen, sondern . . . sondern . . .“

Die Schwiegermutter sah unruhig die Richter an. Der Staatsanwalt stieß aus seinem Stuhl, in dem er sich behaglich nach hinten gelehnt hatte, wie ein Maschinenkolben vor.

„Sondern?“ fragte der Vorsitzende unfreundlich.

„Von, von . . .“ stotterte die Schwiegermutter, „. . . er hätte die Liese doch nicht schwängern sollen. Dazu habe ich gesagt, daß schon vier Kinder da seien und daß das übergenug ist für einen Arbeiter. Die Mäuler kann er ja alle gar nicht stopfen!“

„Faule Ausrede!“ sagte der Staatsanwalt ärgerlich. „Wer soll Ihnen denn das glauben?“

Die Schöffin sagte: „Lassen Sie doch die Zeugin ausreden!“

„Ich bin schon fertig,“ antwortete die Schwiegermutter erleichtert. „Die Flader hat das absichtlich falsch verstanden, weil sie Wut auf den August hat, weil er sie nicht leiden kann, weil sie so schmutzig ist.“

Der Vorsitzende sah die Flader an. Die sagte mit einem scheuen Blick nach dem Zuhörerraum: „Die anderen Frauen haben es auch gesagt! Die wissen es auch!“

Im Zuhörerraum brach ein Tumult los. Die Frauen sprangen hoch und riefen durcheinander. „Habt ihr das Aas gehört?“ überschrie eine stämmige Frau die anderen. „Daß der Müller ins Gefängnis kommen soll, ist ihr noch nicht Unglück genug. Jetzt will sie uns noch mit reinreißen! Du alte Schlampe! Du Sautier!“ Die Frauen kamen immer mehr in Erregung. Die zunächst der Barriere saßen, versuchten darüber hinweg in den Saal zu klettern. Die Flader floh kreischend und zitternd bis dicht an den Richtertisch. Dort drückte sie sich in die Ecke zwischen Pressetisch und der Schöffenbank.

Der Gerichtsdienstler schrie auf die aufgeregten Frauen ein und versuchte sie davon abzuhalten, in den Saal zu klettern. Er zitterte an allen Gliedern vor Aufregung und Angst. Auch der Staatsanwalt war bleich geworden. Der Vorsitzende, bläulich im Gesicht angelaufen, klingelte wie verrückt. Aber kein Mensch im Zuhörerraum kümmerte sich darum. Die Flader jammerte: „Hilfe, die schlagen mich tot!“ Die beisitzenden Richter, die bisher teilnahmslos auf ihren Plätzen gesessen hatten, rutschten unruhig hin und her.

Der Vorsitzende brüllte den Schreiber an: „Mensch, nun holen Sie doch Hilfe! Wofür sind Sie denn da? Sitzen Sie doch nicht wie angepuckelt!“

Der Schreiber lief geduckt durch das Beratungszimmer hinaus. Nach einigen Augenblicken stürzten einige Justizwachtmeister und zwei Schubobeamte mit geschwungenen Gummiknüppeln in den Saal. Sie stutzten, als sie die wütenden Frauen sahen.

„Räumen! Räumen!“ schrie der Vorsitzende. Er geiferte vor Aerger und Erregung. „Ich bin es satt mit dem Gesocks!“

Die Frauen beruhigten sich ganz plötzlich. Sie setzten sich und machten keine Anstalten, den Zuhörerraum zu verlassen. Die Wachtmeister standen ratlos vor ihnen.

Der Vorsitzende platzte beinahe vor Wut. Er steckte zwei Finger hinter seinen Kragen und zerrte ihn heftig nach vorne. Er brauchte Luft. Im Augenblick konnte er kein Wort vor Wut herausbringen. Dann brüllte er mit überschnappender Stimme: „Himmelherrgott rrrrraus, oder ich vergesse mich!“ Er schnarrte wie ein Offizier beim Kommandieren.

Die Wachtmeister und Schubobeamten flitzten wie gestochen in die Reihen des Zuhörerraums und begannen die Frauen, die schimpften und kreischten, hinauszudrängen.

Der Schöffe Winter sagte plötzlich: „Ich beantrage, die in Frage kommenden Frauen als Zeugen zu laden. Ich halte das zur Klärung der Sachlage für unbedingt erforderlich!“

Der Vorsitzende zuckte zusammen, sah Winter wütend an und sagte: „Kümmern Sie sich doch nicht fortwährend um Sachen, die Sie nichts angehen. Wann sollen wir denn mit diesem Mist fertig werden?“

Einer der beisitzenden Richter sagte scharf und laut, so daß die Schöffen es hören mußten: „Ich finde diese dauernden Einmischungen von seiten der Schöffen einfach unerträglich. Der Schöffe scheint sich nicht im Klaren über seine Befugnisse zu sein!“

„Oho, bester Herr,“ erwiderte Winter, „ich habe hier schon einmal betont, daß es in diesem Prozeß um die Existenz einer Arbeiterfamilie geht. Wenn es den Herren Richtern unangenehm ist, daß die Schöffen von ihrem Recht Gebrauch machen, dann ist das bezeichnend für ihre Klassengesinnung. Ich gebe mich keinesfalls zu einer Hanswurstfigur in der Paragrafenfuchserie des Herrn Staatsanwalts her. Eine solche Justizkomödie mache ich nicht mit. Ich werde meine Rechte und die Rechte des Angeklagten mit aller Energie vertreten!“

Der Richter sagte mit abweisender Miene: „Hier ist nicht der Platz, über die Gesinnung der Richter zu streiten. Außerdem möchte ich nicht in die Befugnisse des Herrn Vorsitzenden eingreifen!“

„Ich wüßte keinen besseren Platz,“ erwiderte Winter. „Ich begreife aber durchaus, wie unangenehm Ihnen eine solche Auseinandersetzung ist.“ Er wandte sich an Müller und sagte: „Ich würde dem Angeklagten jedenfalls dringend empfehlen, die Frauen laden zu lassen!“

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an,“ fuhr der Vorsitzende auf, „wir können uns unmöglich solange aufhalten. Wenn das so weitergeht, sitzen wir heute Abend noch hier!“

„Ich fürchte für Sie, Herr Vorsitzender,“ antwortete der Schöffe Winter, „daß wir uns solange mit diesem Falle werden beschäftigen müssen, bis er restlos geklärt ist. Daß Ihre Gerechtigkeit auch am laufenden Bande erledigt wird, ist interessant zu wissen, aber nicht verwunderlich im Zeitalter der Rationalisierung!“

Der Vorsitzende antwortete nicht. Er überhörte den Spott. Er wandte sich zu dem Angeklagten Müller und sagte eindringlich: „Ich hoffe, Sie legen keinen Wert auf diese Zeugen!“

Müller schwankte. Er sah unschlüssig den Schöffen und den Vorsitzenden an. Der Vorsitzende trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch. „Na, bitte?“

Für Müller stand die Frage: Vorsitzender oder Schöffe Winter? Sein Vertrauen hatte der Schöffe. Aber wer war der Wichtigere für ihn? Er hatte den festen Eindruck, daß der Vorsitzende gegen ihn war, wenn er die Zeugen verlangte. Müller sah gequält vor sich hin. Der Vorsitzende trommelte ungeduldiger mit den Fingern auf den Tisch. Nicht einmal Zeit am Gericht haben sie für unser einen, dachte Müller ärgerlich und sagte trotzig: „Die Frauen sollen geladen werden!“

Der Vorsitzende zog tief Atem, der Ton war nicht mißzuverstehen, er war dagegen, sagte aber hastig: „Na schön,“ und versuchte den Eindruck zu erwecken, daß es ihm gleichgültig war. „Aber wenn wir heute Abend noch hier sitzen, meine Herren, meine Schuld ist es nicht!“ Das war ein Appell an die Schöffen und Beisitzer. „Zeugin Flader, geben sie die Adressen der Frauen an, die das auch wissen sollen! Aber bis wann werden wir die denn hier haben?“ fragte er ärgerlich.

Müller sagte: „Die waren alle hier im Zuhörerraum!“

„Na, das werden ja Prachtexemplare von Kronzeugen abgeben,“ sagte der Staatsanwalt gehässig.

Der Schreiber nahm von der Flader die Namen der Frauen entgegen. Dann lief er eilig hinter den Frauen her hinaus. Die erste, die zurückkam, war die Stämmige. „Raus aus den Kartoffeln, rin in die Kartoffeln!“ sagte sie.

„Ich verbiete mir derartige unangebrachte Randbemerkungen!“ fuhr der Vorsitzende hoch. Zu dem Gericht sagte er: „Ich denke, wir machen eine Pause, bis die Zeuginnen erschienen sind. Vorher ist ja doch nichts zu machen.“

Der Staatsanwalt sagte: „Wenn es Ihnen Recht ist, könnten wir inzwischen die Zeugin hören, die der verstorbenen Frau des Angeklagten die letzte Hilfe geleistet hat, eine Schwester des Krankenhauses!“

„Schön,“ sagte der Vorsitzende, „wenn ich auch den besonderen Zweck nicht einsehe. Die Schwester soll hereinkommen!“

Der besondere Zweck lag darin, daß der Staatsanwalt mit der Schwester eine Art Theatereffekt vor hatte. Die Müller hatte nach Angabe des Arztes einen fürchterlichen Tod gehabt. Mit der Erzählung davon wollte der Staatsanwalt Eindruck beim Gericht gegen den Angeklagten schinden.

Es stellte sich heraus, daß die Schwester gar nicht in der Sterbestunde der Müller anwesend war, sondern eine Patientin. Der Vorsitzende sah den Staatsanwalt an, der sagte: „Dann bitte ich die Patientin zu laden!“

Der Vorsitzende fragte: „Versprechen Sie sich denn soviel davon?“

„Ich bitte jedenfalls darum.“

Der Vorsitzende fragte die Schwester: „Befindet sich die Patientin noch im Krankenhaus?“

Die Schwester sagte: „Sie ist einen Tag nach dem Tode der Frau Müller entlassen worden, vergangene Woche aber wieder eingeliefert und befindet sich seit zwei Tagen in Untersuchungshaft.“

Der Staatsanwalt sah auf, ihn berührte ein unangenehmes Gefühl, er fragte erwartungsvoll: „Heißt?“

„Maria Schwarzkopf!“

Der Staatsanwalt biß sich auf die Lippen. Den Zurückzieher kann er nicht mehr machen, auf diese Zeugin zu verzichten, die Presse hatte bereits eifrig notiert. „Schwarzkopf?“ fragte flüsternd einer von ihnen, „das ist doch die Stenotypistin, die wegen dem Mord an der Scheuerfrau Döring verdächtig ist?“

Der Vorsitzende war zum ersten Male in diesem Prozeß wirklich interessiert. „Das ist ja eine Sensation für die Presse!“ Er gab eilig die Anweisung, Maria herkommen zu lassen. Inzwischen fuhr er in der Zeugenvernehmung fort.

Der Gerichtsschreiber hatte die Zeuginnen festgestellt und sie auf den Flur hinausgeschickt. Der Vorsitzende ließ sie hereinkommen, ermahnte und vereidigte sie. Das war die erste Vereidigung in diesem Prozeß. Der Staatsanwalt protestierte gegen die Vereidigung mit Hinweis auf die herausgestellte Vereidigung der Flader. Er kam aber damit bei dem Vorsitzenden nicht durch. „Denunzianten . . .“ sagte der bedeutungsvoll.

„Was haben die Frauen gesagt?“ fragte der Vorsitzende die Flader.

Die Flader zögerte mit der Antwort. Der Staatsanwalt sagte: „Die Zeugin fühlt sich bedroht?“

„Fühlen Sie sich bedroht?“ fragte der Vorsitzende.

„Ja . . . Nein . . .“ Die Flader war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte.

„Was nun? Sind Sie bedroht worden?“

„Die Treppe . . .“

Der Vorsitzende unterbrach sie: „Das haben wir ja schon gehört, ist vollgeschmiert worden. Da müssen Sie sich an die Polizei wenden, das habe ich Ihnen auch schon gesagt. Aber aussagen müssen Sie, ich kann Ihnen da nicht helfen. Welche von den Zeuginnen hat auch gesagt, daß der Müller abgetrieben hat?“

Die Flader stotterte und sagte endlich: „Die Fischerschel“

„Die Zeugin Fischer vortreten!“

Die Fischer war die Stämmige. Sie sagte: „Erstunken und erlogen. Und überhaupt, die hat ja selbst gemaddert!“

Der Vorsitzende fragte erstaunt: „Gemaddert? Den Ausdruck kenne ich nicht. Was wollen sie damit sagen? Erklären Sie sich deutlicher!“

Der Flader weiteten sich vor Angst die Augen. Die Fischer sah drohend und entschlossen aus.

Die Schöffin sagte: „Gemaddert heißt abgetrieben. Das ist ein Ausdruck, der hier von den Arbeiterfrauen viel gebraucht wird. Als Fürsorgerin im Arbeiterbezirk hatte ich oft Gelegenheit, den Ausdruck zu hören.“

Der Vorsitzende ermahnte: „Seien Sie vorsichtig in ihren Behauptungen, Zeugin!“

Die Fischer fuhr fort: „Die ist es ja überhaupt gewesen, die der Müllerschen gesagt hat, sie sollte es mit einem Bleistift machen!“

Der Staatsanwalt meldete sich zu Wort und beantragte erneut Ausschluß der Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Sittlichkeit.

„Die ist doch ausgeschlossen!“ sagte der Vorsitzende erstaunt. Aber im Zuhörerraum saßen noch einige Frauen, deren Namen nicht von der Flader angegeben worden waren. Sie mußten hinaus.

Die Presse stellte den Antrag, angesichts des brennenden Interesses, das die Öffentlichkeit an der Rechtsprechung bezüglich des Abtreibungsparagrafen hat, bleiben zu dürfen. Der Vorsitzende gab dem Antrag statt. „Also, wie ist das mit dem Bleistift?“ fragte er.

Die Fischer sagte: „Nun ja, mit einem Bleistift!“

„Aber was macht man denn damit?“ Der Vorsitzende wandte sich an die Fürsorgerin: „Wissen Sie darüber zufällig auch Bescheid, oder müssen wir einen sachverständigen Arzt kommen lassen?“

Die Schöffin sagte: „Das ist nicht notwendig. Der Bleistift, der ganz scharf angespitzt wird, wird, wie jedes andere Instrument gebraucht, mit dem die Gebärmutter angestochen wird. Die Frauen, die damit abtreiben, führen den Bleistift in die Scheide ein und setzen sich mit einem Ruck darauf!“

Der Vorsitzende wurde ganz käsig im Gesicht und schüttelte sich: „Scheußlich! Das muß doch totsicher eine Blutvergiftung geben. Wie kann man nur auf eine so blödsinnige Methode verfallen?“

Die Schöffin sagte: „Die Frauen wissen eben keinen anderen Ausweg. Wie so ein Bleistift benutzt wird, habe ich auch nicht in Erfahrung bringen können.“

„Das muß doch ekelhaft weh tun!“

Die Schöffin zog die Schultern hoch und sagte: „Daran können Sie ermesen, wie ernst es den Frauen zu Mute ist, wenn sie so einen Schritt tun. Es gehört mehr als Mut dazu. Es gehört die ganze Ausweglosigkeit ihrer Notlage dazu!“

„Kommen denn Frauen dabei durch?“ fragte der Vorsitzende.

„Ich kenne keinen Fall. Vielleicht ist es nicht ganz ausgeschlossen, obwohl beinahe gar nichts dafür spricht. Ich habe jedenfalls nur immer erfahren, daß die Frauen gestorben sind, die mit einem Bleistift gestochen haben.“

Der Vorsitzende fragte die Flader: „Ist das wahr, was die Zeugin Fischer gesagt hat? Haben Sie der verstorbenen Müller den Rat gegeben, einen Bleistift zu gebrauchen?“

Die Flader schwieg. „Da Sie sich straffällig machen würden, brauchen Sie natürlich nicht zu antworten,“ sagte der Vorsitzende. „Aber das will ich Ihnen sagen, wenn Sie es wirklich getan haben, dann haben Sie den Tod der Müller auf dem Gewissen. Das andere ist Sache des Staatsanwalts.“

Die Flader sah erschrocken den Staatsanwalt an, der Notizen machte.

„Die Behauptung ist etwas kühn, Herr Vorsitzender,“ sagte der Schöffe Winter, „sollte nicht vielmehr das kapitalistische Gesellschaftssystem, das diese Frauen zu rechtlosen Gebärmaschinen degradiert, sie immerfort zu neuen Geburten zwingt, gleichviel, ob sie sie ernähren können oder nicht, die eigentliche Ursache sein?“

Der Vorsitzende sagte abweisend: „Wir sind hier in keiner kommunistischen Volksversammlung, Herr Winter!“

Die Flader heulte und sagte: „Die treiben ja alle ab, die Fischersche, die Waltersche, die . . . alle tun sie es!“

Die Frauen sahen erschrocken den Vorsitzenden an. Der sagte: „Das interessiert nur den Herrn Staatsanwalt. Haben Sie der verstorbenen Frau des Angeklagten den Rat gegeben, mit dem Bleistift zu stechen?“

Der Staatsanwalt sagte dazwischen: „Ich denke, der Arbeiter Müller ist Angeklagter und nicht die Zeugin!“

Der Vorsitzende fuhr ärgerlich herum.

Der Staatsanwalt fuhr mit gehobener Stimme fort: „Ich habe den Eindruck, daß man mir die Belastungszeugin unter allen Umständen madig machen will!“

Der Vorsitzende erwiderte: „Den Eindruck habe ich allerdings nicht! Zeugin Flader, haben Sie der Verstorbenen den Rat gegeben?“

„Ich habe das nicht gesagt!“

„Sie hat es wohl gesagt,“ behauptete die Fischer. „Ich kann dafür Zeugen angeben. Als die Müllersche wieder soweit war und weil wir das wußten, haben wir mal darüber gesprochen, wie sie es wegstreichen sollte. Und da hat die Flader gesagt, sie sollte einen Bleistift nehmen. Und die Müllersche hat es mit einem Bleistift gemacht!“

Der Vorsitzende wandte sich an Müller: „Ist bei der Abtreibung ein Bleistift benutzt worden?“

„Ein Bleistift lag in dem Blut. Aber die Spitze war abgebrochen!“

„Waren Sie dabei?“ fragte der Staatsanwalt lauernd.

„Ich war auf Nachtschicht. Als ich morgens nach Hause kam, lag meine Frau auf dem Sofa und verblutete. Die Kinder waren noch im Bett. Ich bin sofort zur Fischerschen hinübergelaufen und habe sie geholt. Dann bin ich zum Doktor Axtmacher gerannt!“

Der Gerichtsdienner meldete, daß Maria gekommen sei.

„Sofort reinkommen!“ sagte der Vorsitzende.

Maria kam mit einer Wärterin. Die Wärterin blieb an der Türe stehen. Maria war sehr bleich. Die vielen neugierigen Blicke verwirrten sie. Sie sah vor sich hin auf den Boden.

Der Vorsitzende fragte: „Sind Sie schon informiert?“

„Ja. Aber ich bin gar nicht dabei gewesen, als die Frau Müller starb, nur kurz vorher.“

„Das genügt auch. Erzählen Sie, wie das war! Sie erinnern sich doch hoffentlich noch daran?“

„Ja. Am Tage vorher waren die Fastnachtsfälle gekommen!“

„Welche Fälle?“ fragte der Vorsitzende. „Fastnachtsfälle? Was sind das für Fälle?“

Die Schwester sagte: „So heißen bei uns die Fehlgeburtenfälle, die in der Karnevalszeit geschwängert worden sind. Die ersten kommen gewöhnlich im Mai.“

„Bittel“ sagte der Vorsitzende zu Maria.

Maria erzählte.

Die Station war von der Aufnahme angerufen worden. Maria, die nach dem Abort ging, hörte die Oberschwester sagen: „Das ist unmöglich; wir sind schon überfüllt!“ Die Oberschwester warf ärgerlich den Hörer auf die Gabel und rief eine vorübergehende Schwester

zu sich herein. Sie sagte zu der Schwester: „Acht Betten müssen zugestellt werden. Die ersten Fastnachtsfälle sind da!“

Die Schwester antwortete: „Wo sollen die denn aufgestellt werden? Es ist doch schon alles vollgestellt!“

Aus der Antwort war deutlich zu hören, daß sie mit der Anordnung der Oberschwester nicht einverstanden war.

„Dann müssen die Betten eben noch enger zu stehen kommen,“ sagte die. „Ich kann doch daran auch nichts ändern. Und ganz sicher gehen auch sofort welche ab.“ Das sagte sie wie einen Trost zu der Schwester.

Nach dem Mittagessen rückten die Schwestern mit den Stationsmädchen die Betten enger aneinander und stellten auf jeder Seite noch vier Betten hinzu. Auf jeder Saalseite standen nun dreißig Betten.

Die Kranke neben Maria sagte empört: „Noch mehr auf den Saal? Es ist eine Affenschande, wie die mit uns umgehen!“ Sie war durch das lange Liegen reizbar geworden.

Maria langweilte sich. Alle langweilten sich hier. Soviel Bücher, Zeitungen und Zeitschriften wie auf einer Krankenstation mit schweren Fällen ausgelesen werden können, scheint es gar nicht zu geben. Die Mitkranken interessierten Maria schon längst nicht mehr. Alles wußte sie von ihnen, kannte ihre Fälle, ihre Bräutigame, Männer und erst recht ihre Kinder. Die meisten Mütter haben einen Verstand wie eine Kuh, wenn sie von ihren Kindern erzählen. Selbst die Toten werden auf die Dauer langweilig, wenn man der unmittelbaren Gefahr enthoben ist, zu ihnen zu gehören. Es gab viele Todesfälle auf der Station; fast jede dritte Operation kam zu spät oder war vergeblich. Erst wurden die Frauen ausgekratzt, dann kratzten sie selbst ab.

Maria half der Schwester die Betten beziehen. Sie war froh, es war eine Abwechslung, daß sie ihr helfen konnte.

Die Schwester erzählte: „Das ist hier jedes Jahr so um diese Zeit. Die meisten kommen nicht durch. Es ist mitunter entsetzlich!“ Aber sie bleibt ganz ruhig dabei, wie sie es sagt.

Die Neuen, zwei verheiratete Frauen und sechs Mädchen, die Mädchen sind alle noch unter zwanzig Jahre alt, wurden kurz hintereinander eingeliefert. Zwei Neue waren wie Maria Stenotypistinnen, drei Dienstmädchen. Die andere war eine junge Arbeiterin.

Die Stenotypistinnen und zwei Dienstmädchen hatten bereits ganz hohes Fieber. Bei ihnen eiterten die Bauchhöhlen. Die anderen hatten verätzte Gebärmuttern. Die Fiebernden lagen mit glutroten Köpfen in den Betten und wälzten sich unruhig darin umher. Sie phantasierten laut. Eine war auf dem Ball und wollte immerzu tanzen.

Die Stenotypistinnen wurden sofort für eine Operation fertig gemacht, ihr Unterleib mit Lysof abgewaschen, dann auf einen Operationswagen gelegt und fortgefahren.

„Wenn man bei solchem Fieber operiert wird, ist man schon so gut wie tot!“ sagte eine Kranke so laut, daß es im halben Saal zu hören war.

Maria erinnerte sich an ihre Operation. Vierzehn Tage war Blut gelaufen, ohne daß die Nachgeburt gekommen war. Die Nachgeburt faulte schon und roch entsetzlich. Dabei hatte sie furchtbare Schmerzen gehabt, die nicht aufhörten. Eines Morgens haute sie dann auf die Treppe hin. Vor der Operation kam sie nur noch einmal zur Besinnung. Der Arzt war da. Die Mutter war ganz aufgeregt. Der Arzt und die Mutter sprachen vom Krankenhaus. Sie wollte nicht ins Krankenhaus, wollte sich wehren. Sie hatte Angst, daß es rauskam. Aber die Schmerzen waren so groß, daß ihr am Ende alles gleich war. Nur die Schmerzen und der Gestank fort!

Nachher war alles so einfach. Die Schmerzen waren beinahe, der Gestank ganz fort. Nur der Chloroformatem quälte sie etwas. Das war aber auch bald vorüber. Die Schwester, die sie pflegte, hatte Hände wie eine Mutter und von der Kranken neben ihr erfuhr sie, daß die Aerzte nichts sagen durften.

Bis zum Abendessen waren die Stenotypistinnen noch nicht von der Operation zurück. In der Nacht erwachte sie von einem Geräusch; die Nachtschwester brachte eine Stenotypistin in den Saal und bettete sie. Sie arbeitete, um die Kranken nicht zu stören, bei Taschenlampenlicht. Die Stenotypistin war noch in der Narkose und röchelte laut. Das Röcheln verfolgte Maria in den Schlaf und verursachte einen entsetzlichen Angsttraum.

Sie saß wegen der Abtreibung im Gefängnis. Mit ihr saß die operierte Stenotypistin in der Zelle. An der Zellentür stand die Gefängniswärterin. Sie rasselte mit dem Schlüsselbund und zeigte ihnen einen langen, stumpfen Schlüssel, der aussah wie ein Penis.

Ueber diesen Schlüssel geriet Maria so in Wut, daß sie die Wärterin erwürgte. Die Wärterin röchelte wie die operierte Stenotypistin. Dann sah sie, daß die Wärterin gar nicht die Wärterin war, sondern Erich, der ihr das Kind gemacht hatte. Am Morgen war sie ganz naß vom Angstschweiß.

Die andere Stenotypistin war noch nicht zurück. Als die Schwester kam, fragte Maria nach ihr. Die Schwester zuckte die Schultern. „Die hat wenigstens den Dreck hinter sich!“ sagte Maria.

Die Schwester sah sie durchdringend an. Sie hatte graue Augen, die ganz hart wurden. Sie sagte: „Es ist schade um jede Frau, die deswegen stirbt. Sie wissen ja gar nicht, was das heißt, deswegen zu sterben!“

Maria ärgerte sich über die Antwort. Sie wollte fragen, wär ich nicht auch bald gestorben, sagte aber streitsüchtig: „Die hat es gut. Die braucht den Kotz wenigstens nicht mehr mitzumachen. Meinen Sie, es ist ein Vergnügen, an jedem Tag acht geschlagene Stunden hinter der Schreibmaschine zu sitzen und Buchstaben kloppen und dafür im Monat nur 100 Mark zu bekommen? Und mit dem Ekel von Chef muß man auch noch schön tun, sonst schmeißt er einen raus!“

Die Schwester erwiderte: „Meinen Sie, es ist ein Vergnügen, jeden Tag Karbol und Eiterbäuche zu riechen und Nachtgeschirre leermachen? Veilchen rieche ich auch lieber. Es kommt nicht vom schwarzen Mann, daß sie so miserabel verdienen und hier eine Frau auf die andere abkratzt. Diese Dinge haben ihre sehr realen Ursachen. Die sollten sie sich einmal überlegen. Sie hätten allen Grund dazu!“

Die Schwester ging an das nächste Bett. Maria ärgerte sich über sie und sich. Sie hätte gerne noch einmal widersprochen, aber sie wußte im Augenblick nichts dazu zu sagen, weil die Schwester Recht hatte.

Als die Schwester aus dem Saal war, sagte Maria zu ihrer linken Nachbarin: „Die hat gut reden. Die weiß, wie man es machen muß! Aber wofür ist man denn überhaupt auf der Welt?“ sagte sie gequält. „Nicht einmal ein Kind kann man haben und ich bin doch schon dreifundzwanzig. Man ist doch auch nur ein Mensch. Mitunter möchte ich wirklich tot sein!“

Die Kranke auf der anderen Seite sagte erschrocken: „Tot sein ist nicht so leicht!“ Sie war eine ausgemergelte, abgehärmte Arbeiterfrau. Ihr Mann, ein Säufer, schwängerte sie fortwährend. Er nahm nicht die geringste Rücksicht auf sie. Fünf Kinder hatte sie bereits von ihm und acht Fehlgeburten. „Einmal bin ich mit den beiden ältesten ins Wasser gegangen,“ erzählte sie weiter, „da haben sie mich wieder rausgeholt. Ans Gericht mußte ich auch deswegen, weil ich die beiden mithatte. Dann haben sie mich auf Bewährung freigesprochen. Jetzt nimm ich alles auf mich, weil mir die Kinder leid tun. Aber ein Neues kriege ich nicht mehr und wenn sie mich ins Zuchthaus stecken. Da kann es auch nicht schlechter sein!“

Die Kranke, zu der Maria gesprochen hatte, sagte: „Quatschen können sie alle wie son billiger Jakob. Aber wenn sie was tun sollen, daß es anders wird, dann sind sie alle nicht zu Hause!“

Bei der Morgenvisite stand Maria an der Verbindungstür zum Nebensaal. Die Aerzte, der Chefarzt Professor Doktor Schneider und Doktor Wolter, der Assistent, blieben einen Augenblick in der Türe stehen. Maria hörte ihr Gespräch.

Der Professor sagte: „Von diesem jungen Gemüse hier, möchte ich mal einen Film drehen. Die von der Liebe naschten oder son ähnlicher blutiger Titel, damit alle in das Kino kommen. Und dann Großaufnahme Eiterbauch, nichts wie Eiterbauch, stundenlang und ein paar verätzte Gebärmuttern dazwischen. Und zuletzt die Toten. Ich habe mir das mal ausgerechnet, Wolters, die Zwanzigttausend, die uns in jedem Jahr in Deutschland ins bessere Jenseits abkratzen, nebeneinander hingelegt, machen eine Strecke von mehr als zehn Kilometern aus. Manchmal könnte ich mir stundenlang in die Visage hauen, weil man solch ein ausgemachter Feigling ist. Ich wette, von den acht, die gestern gekommen sind, gehen uns mindestens noch zwei ab. Vier Wochen früher, eine kleine Seifenspülung und die jungen Damen hätten heute den Mont Blanc bestiegen, wenn man es von ihnen verlangt hätte. Aber wäre eine in die Sprechstunde gekommen — proste Mahlzeit; Gefängnis, Ständeordnung, Moral, na

Sie kennen ja den Dreh auch schon. Und da läuft dann son junges Menschenkind in den sicheren Tod. Das eine, Wolters, habe ich hier auf der septischen Abteilung feststellen können, in zwei Fällen riskiert die Frau ihr Leben ohne weiteres: Wenn sie das Kind haben will und wenn sie es weghaben will!"

Die Schwester kam und Maria mußte gehen. Die Aerzte gingen von Bett zu Bett, lasen Fieberkurven, kontrollierten Wunden und Verbände, verordneten. Die Frauen stöhnten, schrien, fragten. Die Verbandeimer füllten sich mit blutiger und eitriger Verbandgase.

Maria war über das Gespräch der Aerzte erstaunt.

Nach der Visite wurden Frau Müller und die junge Arbeiterin in die Speckkammer, den Sterberaum, gefahren. Die Müller hatte hohes Fieber und phantasierte. Ihr ganzer Leib war voll Geschwüre. Die Arbeiterin lag bleich und fast leblos auf der Bahre. Ihre Augen waren groß und dunkel. Die Finger pflückten ruhelos auf dem Laken, mit dem sie zugedeckt war. Die Hände waren gelb, mager und hatten schwierige Finger, mit häßlich abgestoßenen Nägeln. Immer nach drei Atemzügen, die kaum zu hören waren, seufzte die Arbeiterin tief und schmerzvoll auf.

Die Schwester konnte mit der Müller, die sich in ihrem Fiebertraum auf der Bahre heftig hin- und herwarf, allein nicht fertig werden. Sie bat Maria, die in der Nähe war, ihr zu helfen.

Im Sterberaum standen drei Betten. Ein Bett blieb frei, nachdem die beiden gebettet waren. Die Schwester ließ Maria bei den Sterbenden zurück.

Die Müller phantasierte von einem Kinostück und einer Kahnfahrt. Mitunter schrie sie gellend auf und wollte aus dem Bett springen. Etwas war ihr ins Wasser gefallen, das sie herausholen wollte. Ich kann wohl schwimmen, schrie sie, wenn Maria sie festhielt. Dann versuchte sie, an den Geschwüren zu kratzen. Obwohl ihre Hände dick mit Verbandstoff umwickelt waren, gelang es ihr, auf der Brust Geschwüre aufzureißen, aus denen dicker, gelber Eiter floß. Maria ekelte sich. Der Magen schien ihr in den Kehlkopf zu kriechen. Sie klingelte nach der Schwester. Als die Schwester kam, brach Maria schon aus. Die Müller hing mit dem Oberkörper aus dem Bett und fischte mit den Händen über den Boden. Die Schwester hob sie ins Bett zurück und Maria sah, daß noch mehr Eiterstellen aufgebrochen waren. Das Bett war ganz gelb und rot verschmiert.

Die Schwester sagte zu Maria: „An Eiter gewöhnt man sich so, wie an Maschinenschreiben!“ Es war die Schwester, mit der sie am Morgen die Diskussion gehabt hatte. Die Finger der Arbeiterin raschelten auf der Decke.

Um elf Uhr kam Müller. Er war ganz atemlos. Er sah seine Frau an, die Arbeiterin und Maria. „Guten Tag,“ sagte er keuchend. „Sind Sie die Schwester?“ fragte er Maria.

„Ich bin auch Patientin,“ antwortete sie.

„Ich dachte, weil Sie hier bei meiner Frau sind,“ murmelte Müller. Dann fragte er: „Ob ich den Professor jetzt sprechen kann? Man hat mich angerufen!“

Die Arbeiterin seufzte. Müller erschrak und fragte flüsternd: „Was hat sie?“ Dann ging er an das Bett seiner Frau. Sie redete noch immer im Fieber und erkannte Müller nicht.

Die Schwester kam, erkundigte sich und ging, den Chefarzt holen. Der Professor sagte ernst: „Guten Tag, Herr Müller, Sie müssen sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Wir haben auch schon nach dem Geistlichen telefoniert. Ihre Frau ist ja katholisch.“

Müller wurde ganz bleich im Gesicht. Er bewegte den Mund, als wollte er etwas sagen, bekam aber keinen Ton über die Lippen. Dann schluckte er krampfhaft und faßte die rechte Hand seiner Frau, die aus dem Bett hing und hob sie vorsichtig auf das Zudeck. Er streichelte dabei die Hand so verstohlen, als schämte er sich dieser Zärtlichkeit vor den anderen.

Die Schwester schob ihm einen Stuhl hin und sagte mit bei ihr ungewohnter weicher Stimme: „Setzen Sie sich doch!“

Er setzte sich willenlos. Die Müller wandte den Kopf nach ihm. Aber ihre Augen sahen teilnahmslos und über ihn hinweg. Es wurde ganz still in dem Zimmer, bis auf die Stimme der Müller, die noch im Fieber sprach und die Seufzer der Arbeiterin und dem Kratzen ihrer Finger auf der Decke.

Der Arzt, die Schwester und Maria gingen leise hinaus. Im Hinausgehen sah Maria, wie Müller sich eng an seine Frau anlehnte. Obwohl sie die vielen Geschwüre hat, dachte Maria.

Durch die Station kam der katholische Geistliche mit dem Chorknaben, der den Weihrauchkessel schwenkte. Die beiden verschwanden im Sterberaum, aus dem dann sofort die eintönige Litanei des Geistlichen tönte.

Die beiden kamen wieder heraus. Der Geistliche sah aus wie eine zu fette Frau in den vierziger Jahren. Er hatte einen roten Kopf und schwitzte. Gebete murmelnd, durchschritt er den Gang zwischen den Bettreihen. Er sah vor sich hin. Wenn eine Kranke vor der Hostie kniete, die er vor sich hertrug, irrten seine Augen zu ihr hin. Sie sahen dann befriedigt. Es war wie bei einer Parade. Einer schreitet die Menschenfront ab und je steifer sie steht, um so befriedigter und stolzer ist der Abschreitende. Hier kniete man nur. Das war der einzige Unterschied. Maria kniete nicht. Ueber sie glitt der Blick des Geistlichen tastend und geschmeidig hinweg.

Maria sah ihm aus dem Saalfenster nach. Draußen sagte er zu dem Jungen vor ihm etwas. Die beiden gingen dann schneller. Draußen bewegte der Geistliche seine Lippen nicht mehr.

Die operierte Stenotypistin brach grün auf das Zubett aus. Sie war noch so schwach von der Operation, daß sie nicht die Brechschale vom Bettisch heben konnte. Maria ging zu ihr hin, hielt die Schale und säuberte, als die Stenotypistin ausgebrochen hatte, notdürftig das Zudeck. Es blieb ein nasser, grauer, häßlicher Fleck zurück. Die Stenotypistin verlangte zu trinken. Ihr Chloroformatem streifte Marias Gesicht. Maria machte etwas Verbandstoff naß und gab es der Stenotypistin in den Mund zum Saugen. Die Lippen waren ganz spröde und trocken. Die Stenotypistin sog gierig das Wasser aus dem Verbandstoff.

Müller kam mit dem Professor aus dem Sterberaum. Er war noch bleicher als vorhin. Seine Augen lagen dick und verschwommen im Gesicht.

Der Professor sagte zu ihm: „Wir rufen Sie bestimmt. Es kann noch den ganzen Tag dauern. Sie können unmöglich solange hierbleiben.“

Müller ging zögernd fort. Den Kopf hielt er auf die Brust gebeugt. Seine Beine schleppten, als er den Saal durchschritt.

Die Schwester löste Maria bei der Stenotypistin ab und bat sie, noch einmal nach der Müller zu sehen. Sie hatte sich an Marias Hilfe bereits so gewöhnt, daß sie die Gefälligkeit wie selbstverständlich entgegennahm. Es war viel zu wenig Pflegepersonal auf der Station.

Von dem Chloroformatem der Stenotypistin war Maria ganz übel. Die Müller phantasierte noch immer. Ihre Augen glänzten unnatürlich dunkel, die Pupillen waren ganz groß und starr. Maria blieb bei ihr bis zum Mittagessen.

Die Müller starb am Nachmittag, kurz vor der Besuchszeit. Es war niemand, außer der jungen Arbeiterin, bei ihr. Die Leiche konnte nicht mehr herausgebracht werden, weil die ersten Besucher schon auf der Station waren. Die Schwester schloß den Raum ab.

Der Besuch der jungen Arbeiterin, eine schüchterne, ältere Frau und ein junger Arbeiter, der in seinen großen, klobigen Händen krampfhaft einen Blumenstrauß hielt, mußten vor dem geschlossenen Zimmer warten, bis Müller kam. Der trug schon einen Trauerflor am Arm.

Die Schwester kam und schloß auf. Die drei gingen mit zaghaften, vorsichtigen Schritten, die Frau auf den Zehenspitzen, in das Sterbezimmer. Die Schwester folgte ihnen. Sie ging, wie immer, mit festen, nicht zu harten Schritten.

Die Leiche war mit einem Laken zugedeckt. Die Nase zeichnete sich spitz darunter ab. Die Schwester hob das Laken an einem Zipfel hoch und schlug es so weit zurück, daß sie bis zur Brust freilag. Das Gesicht war fahlgelb. Die Zähne lagen bis zum Gaumensansatz bloß. Das Kinn war etwas zurückgefallen.

Der Besuch der Arbeiterin ging noch leiser und vorsichtiger als vorhin bis an das Bett der jungen Arbeiterin. In die pflückenden Finger legte der junge Arbeiter die Blumen. Es waren drei weiße Rosen, halberschlossen, mit Bindegrün. Der junge Arbeiter drückte ganz zart die Hände der Kranken, als er ihr die Blumen gab. Die Finger hielten endlich Ruhe und über das Gesicht des kranken Mädchens lief ein fernes Lächeln, wie ein zarter Schatten. Die schüchterne Frau holte aus einem Einkaufsnetz Apfelsinen und legte sie auf das Bettischchen.

Die Schwester kam und sagte: „Sie müssen jetzt gehen. Sie darf eigentlich noch gar keinen Besuch haben.“

Die alte Frau fragte furchtsam und vorwurfsvoll: „Muß sie denn ganz allein hierbleiben bei der Toten?“

Die Schwester sagte beruhigend: „Die Leiche wird sofort nach der Besuchszeit hinausgeschafft. Wir können sie jetzt nicht durch den Saal bringen.“ Sie drängte die beiden sanft hinaus.

Marias Besuch, eine Tante und die Mutter, kamen eine Viertelstunde zu spät. Sie hatten Apfelsinen und eine Schachtel Datteln mitgebracht.

„Wann wirst du rauskommen?“ fragte die Mutter. Neues wußten sie nicht zu erzählen. Sie fragten, sich langweilend, nach Kranken, die ihnen auffielen.

Kurz vor Schluß der Besuchszeit kam noch die Dörning. Sie ha'te eine Bekannte, die auf einer anderen Station lag, besucht und war auf einen Sprung zu Maria hinübergewandert. Maria war wegen dem Besuch sehr überrascht. An ihn hatte sie am allerwenigsten gedacht. Sie hatte gehofft, daß Erich käme und war enttäuscht, daß er nicht gekommen war.

Die Dörning erzählte allerlei Klatsch aus dem Bürohaus. Als sie ging, sagte sie: „Was ich noch sagen wollte, machen Sie, daß Sie wieder ins Büro kommen. Der Mayer will sich nach einer Neuen umsehen, weil Ihre Kollegin allein nicht fertig werden kann!“

Bei der Abendvisite fragte Maria den Professor, ob sie nicht entlassen werden könne.

„Warum?“ fragte er.

„Wenn ich länger aus dem Dienst fortbleibe, verliere ich meine Stelle!“

„Sie müssen doch aber erst wieder gesund sein!“

Maria zuckte die Schultern und dachte, da kümmert sich der Mayer einen Dreck drum, die Hauptsache ist, daß sein Laden geht.

„Meinetwegen,“ sagte dann der Professor, „wir überweisen Sie in diesem Falle dem Vertrauensarzt, der das Weitere besorgen wird. Lange hätten wir Sie sowieso nicht mehr behalten können. Sie sehen ja selbst, wie überfüllt unsere Himmelfahrtsstation ist. Wir brauchen unbedingt neuen Platz.“

In der Nacht war die junge Arbeiterin gestorben. Die Nachtschwester war in den Raum gekommen, nach ihr zu sehen, da war sie tot.

Am Morgen mußte Maria nach der Aufnahme kommen und erhielt ihre Ueberweisung. In der Straßenbahn, auf dem Nachhauseweg, merkte sie erst, wie schwach sie noch war.

Der Vertrauensarzt schrieb sie am anderen Tag sofort gesund. Sie brauchte ihm gar nichts zu sagen.

„Das ist alles,“ sagte Maria, vom Erzählen und der Erinnerung erschöpft. Sie mußte plötzlich weinen. Die Tränen rannen ihr un-aufhörlich über die Backen.

„Ja, viel ist das auch nicht,“ sagte der Vorsitzende. „Sie können gehen, wir brauchen Sie nicht mehr!“

Maria ging hinaus, gefolgt von der Wärterin.

Der Staatsanwalt sagte: „Also, daß Sie nichts davon gewußt haben, Müller, wollen Sie uns doch nicht weismachen!“

Müller sprang erregt von seinem Sitz hoch und rief: „Ich habe wirklich nichts gewußt. Aber wenn ich es auch gewußt hätte und nicht gewollt hätte, Sie hätte es doch getan. Sie wollte einfach keinen Balg mehr dazu haben! Die vier haben uns ja schon die Haare vom Kopf gefressen!“

Der Vorsitzende fragte: „Frau Fischer, stimmt das, daß der Angeklagte Sie gerufen hat und daß er auf Nachtschicht gewesen ist?“

„Ja!“

„Was sagen Sie dazu,“ fragte er die Flader, „stimmt das?“

Die Flader antwortete: „Die Schwiegermutter hat es doch gesagt!“

Die Fischersche rief laut: „Die hat sich ja überhaupt rächen wollen. Der Müller hat mal ‚alte Schlampe‘ zu ihr gesagt!“

Der Vorsitzende machte eine abwehrende Handbewegung, fragte aber auch diesmal: „Na, stimmt das?“

Die Flader schwieg darauf.

„Ich denke,“ sagte der Vorsitzende, „wir können mit der Zeugenvernehmung Schluß machen und uns nun die Plädoyers anhören. Bitte, Herr Staatsanwalt!“

Der Staatsanwalt nahm Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit und das hinausgeschobene Mittagessen und faßte sich kurz. Er hielt den Angeklagten für genügend überführt, von der Abtreibung gewußt und sie geduldet zu haben. Der Angeklagte habe vor dem Gericht keine Reue gezeigt, obwohl ein Menschenleben an der Tat zugrunde gegangen sei, der Angeklagte habe im Gegenteil hier soeben noch gesagt, daß er unter keinen Umständen ein Kind mehr geduldet hätte.

Das hatte Müller zwar nicht gesagt, aber was heißt Wahrheit — wo es doch um „Gerechtigkeit“ geht.

Der Herr Staatsanwalt erinnerte das Gericht dann an die immer stärker schwindende Volkskraft. Das untrüglichste Zeichen dafür sah er im Geburtenrückgang. Hier erhob er pathetisch die Stimme und prophezeite, daß der Tag nicht mehr weit sei, an dem Deutschland, har jeder Neugeburten, ein Volk von Greisen darstelle, willen- und widerstandslos den Stürmen der Geschichte ausgeliefert, wenn nicht genügend Front gegen die Abtreibungsseuche gemacht würde. Und nun appellierte er an die Herren Richter und Schöffen, sich nicht von falschen Gefühlswerten leiten zu lassen. „Man muß in Jahrhunderten denken!“ rief er, sich selbst begeisternd, wurde im Anschluß daran lyrisch und zitierte: „Was du ererbst von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen! Was aber, meine Damen und Herren,“ fragte er nun, „haben wir als das wertvollste Geschenk von unseren Ahnen übernommen? Die Gebärfreudigkeit der deutschen Frauen, ein Siebzig-Millionenvolk.“ Er hielt einen Monat Gefängnis für eine entsprechende Sühne.

Müller war so starr über das rhetorische Kunststück des Staatsanwalts, aus einem Unschuldigen einen Verbrecher zu machen, daß er kein Wort zu seiner Verteidigung sagen konnte. Er beschränkte sich darauf, zu betuern: „Ich bin unschuldig. Ich habe davon nichts gewußt!“

Der Vorsitzende erhob sich zur Beratung und das Gericht folgte ihm hinaus.

Der Vorsitzende machte in der Beratung kein Hehl daraus, daß er beabsichtige, eine längere Diskussion abzuwürgen. „Der Herr Staatsanwalt hat ausführlich genug begründet, warum eine Bestrafung nach dem Gesetz erfolgen muß. Ohne mir seine Gedankengänge im Ganzen anzueignen, halte auch ich einen Monat Gefängnis für die entsprechende Sühne, möchte aber vorschlagen, sie bei Berücksichtigung mildernder Umstände, die durchaus vorliegen, unter Bewährung zu stellen.“

Es ging dem Vorsitzenden um das Prinzip, keinen Angeklagten unbestraft weggelassen zu lassen. „Die Gesetzesparagrafen,“ fuhr er fort, „die dieses Verbrechen behandeln, sind in ihrer ganzen Schärfe und Strenge nicht ungewollt von den Gesetzgebern in das Strafrecht genommen worden. Ein Geburtenüberschuß ist immer das erste Erfordernis für den sozialen und geschichtlichen Aufstieg eines Volkes.“

Er machte einen vergeblichen Versuch, es dem Herrn Staatsanwalt im Redeschwung nachzumachen: „Und daß unser Volk aufsteigen soll und muß, darüber kann es, meine Damen und Herren, ganz gleich, welche politische Richtung wir vertreten, nur eine Meinung geben!“

Der Schöffe Winter sagte trocken: „Ich denke, Sie gehen programmäßig vor!“

Der Vorsitzende war beleidigt. Wie eine Schildkröte sich bei unangenehmer Berührung in ihre Schale zurückzieht, setzte er eine eisige Miene auf und sagte: „Wie Sie wünschen. Ich hoffte, im Einverständnis der Herren Beisitzer und Schöffen zu handeln, wenn ich . . .“

Er meinte, für sie spräche. Es ging ihm sehr um die baldige Beendigung der Beratung und damit des vorliegenden Prozesses: „Müller wegen Abtreibung!“ Er fuhr fort: „Dann hat zuerst der jüngste Schöffe das Wort. Ich glaube, das sind Sie, mein Fräulein! Was haben Sie zu sagen? Haben Sie überhaupt etwas dazu zu sagen?“

Der Vorsitzende war gewohnt, daß in seinen Beratungen die Schöffen keine langen Reden führten oder eine eigene Meinung hatten. Der Fachmann für die Gerechtigkeit war er, mit den Herren Beisitzern!

Die Fürsorgerin sagte: „Sie äußerten vorhin einige merkwürdige Gedankengänge. Einmal sind Sie der Auffassung, daß die Gesetzgeber die in Frage kommenden Strafbestimmungen bewußt so hart gestaltet haben. Dann sind Sie der Meinung, daß die Kraft eines Volkes sich im Geburtenüberschuß ausdrücke. Wer sind, frage ich, die Gesetzgeber und wo stellen wir den größten Geburtenrückgang und die niedrigsten Geburtenziffern fest?“

Die Richter machten Gebärden des Protestes.

„Aha, Sie kennen die Zahlen? Aber den Herren Schöffen werden sie sicher nicht so bekannt sein! Es ist die Elite des deutschen Volkes . . .“

„Elite des deutschen Volkes“. Das war beißender Spott in ihrem Mund und einer der beisitzenden Richter neigte sich zu seinem Kollegen und flüsterte unangenehm berührt: „Die will pöbeln!“

Die Schöffin fuhr fort: „Es sind die Akademiker, die sich mit nur 2,7 Prozent Kindern an der Volkskraft des deutschen Volkes beteiligen. Die Arbeiter führen in dieser Volkskraft mit sechs Kindern pro Familie. Der Mittelstand liegt in der Mitte mit 3,8 Kindern im Durchschnitt. Der Angeklagte Müller, den der Herr Vorsitzende vorschlägt, zu verurteilen, hat also seiner Pflicht gegenüber dieser Volkskraft und damit dem Volke, nach Ansicht des Herrn Vorsitzenden und des Herrn Staatsanwalts, noch nicht voll genügt. Es fehlen noch zwei Kinder. Grund genug für diese Herren, ihn deswegen zu bestrafen, denn eine Schuld, nach dem Buchstaben des Gesetzes, habe ich keinesfalls bei der Zeugenvernehmung feststellen können. Aber hat denn der Herr Vorsitzende seiner Pflicht gegenüber der Volkskraft genügt?“

Der Richter neigte sich wieder zu seinem Kollegen hinüber und flüsterte: „Er ist ja noch dabei. Aber es besteht tatsächlich die Gefahr, daß er die Zahl nicht erreicht!“

Der Vorsitzende unterbrach die Schöffin und sagte: „Ich denke, wir sitzen hier zusammen, um eine bestimmte Gesetzesübertretung abzuurteilen und nicht, um politische Diskussionen zu pflegen. Dazu ist hier kein geeigneter Platz!“

Die Schöffin antwortete: „Ich muß sehr bitten. Sie, beziehungsweise der Herr Staatsanwalt, haben die Fragen doch aufgeworfen. Sie haben die angebliche Volkskraft des Geburtenüberschusses in die Debatte geworfen und hielten sie wichtig genug, deswegen ein ungerechtes Urteil zu sprechen. Sie müssen dann auch erwarten, daß man Ihnen darauf antwortet!“

„Aber wann sollen wir dann fertig werden? Seien Sie doch vernünftig! Ich kann mich an dieser kleinen Sache nicht den ganzen Tag aufhalten!“ Der Vorsitzende war erregt aufgesprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er hatte noch immer keine Zeit im Prozeß Müller.

„Die kleine Sache, Herr Vorsitzender,“ mischte sich nun der Schöffe Winter ein, „kann dem Arbeiter Müller die Existenz kosten.“

„Aber wieso denn? Ich habe doch vorgeschlagen, ihm einen Monat auf, na sagen wir, zwei Jahre Bewährung zu geben. Das ist faktisch überhaupt keine Strafe! Es ist doch schließlich auch kein Pappenstiel, untätig zuzusehen, wie sich seine Frau derart gräßlich mordet!“

„Eine Strafe kann überhaupt gar nicht in Frage kommen,“ antwortete Winter, „nur ein Freispruch, den ich den anderen Herren hiermit vorschlage. Alles hat in der Beweisführung dafür gesprochen, daß der Angeklagte tatsächlich nichts von der Absicht seiner Frau gewußt hat.“

„Ueber das Ergebnis der Beweisführung,“ unterbrach ihn der Vorsitzende, „läßt sich streiten!“

„Was die Gesetzgeber betrifft,“ fuhr die Schöffin fort, „so sind es die bürgerlichen Parteien, die eine entsprechende Reform des Paragraphen bisher verhindert haben. Wer braucht Geburtenüberschuß? Nur der bürgerliche Staat, um genug Angebote an Fabrikklaven und Kanonenfutter in imperialistischen Kriegen zu haben. Aber die Frauen machen einfach nicht mehr mit. Lieber krepieren sie, als daß sie für diesen Zweck gebären!“

Die Fürsorgerin hatte sich in Begeisterung geredet.

Der Vorsitzende sagte überlegen: „Das sind doch kommunistische Agitationsphrasen zur Zerstörung der deutschen Familie, die die Urzelle des deutschen Staates ist! Aber Gott sei Dank kümmern sich in Wirklichkeit die Arbeiter sehr wenig darum!“

Die Schöffin erwiderte entrüstet: „Ich bin keine Kommunistin; ich bin Sozialistin!“

Der Schöffe Winter sagte: „Das sollten Sie nicht sagen, Herr Vorsitzender. Die Wirklichkeit sieht doch etwas wirklicher aus. Es treibt immerhin jede deutsche Frau mindestens einmal ab. Ich denke, über eine Million Abtreibungen pro Jahr, sprechen Bände. Und das geschieht durchaus ohne kommunistische Propaganda. Es gehört schon eine ungeheure Portion politischer Dummheit und Weltfremdheit dazu, zu glauben, daß im Zeitalter einer rationalisierten kapitalistischen Wirtschaft die Geburtenziffer steigen könnte. Jede Produktionsweise und jedes Wirtschaftssystem schafft sich eben ihr eigenes Bevölkerungsgesetz. Auch gegen die Absicht des Klassenstaates, wie diese Zahlen deutlich genug beweisen. Wir Kommunisten sind durchaus keine so unbedingten Anhänger der Geburtenregelung, die ihren Grund in der Angst vor einer Uebervölkerung hat. Diese Angst vor der Zukunft haben wir nicht. In einer sozialistischen Menschheit wird sich eher die Gebärfreudigkeit der Mütter heben, als senken, weil dann genügend Lebensraum und genügend Lebensmöglichkeiten vorhanden sind. Das Gebären hat dann für die Mütter einen sinnvollen Zweck. Es wird Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt sein, daß in Sowjetrußland, trotz Freigabe der Abtreibung bis zum dritten Monat, die Geburtenziffer steigt. Sowjetrußland ist das einzige europäische Land mit Geburtenüberschuß. Das muß Ihnen, Herr Vorsitzender, doch seltsam vorkommen. Bedenken Sie, trotz Abtreibung und Zerstörung der Familie, dieser Grundzelle des bürgerlichen Staates.“

Der Vorsitzende, in die Enge getrieben, antwortete ironisch: „Wollen Sie nun auch so freundlich sein und mir sagen, was das mit dem Abtreibungsprozeß Müller an diesem Gericht in Deutschland zu tun hat?“

Jetzt mischte sich zum ersten Male im Verlauf des Prozesses ein anderer Schöffe, ein älterer Mann, ein. Er setzte seine Worte vorsichtig und korrekt: „Sie sind merkwürdig, Herr Landgerichtsrat,“ sagte er, „Sie werfen immerzu Fragen auf und lehnen ihre Beantwortung durch den Herrn Mitschöffen und das gnädige Fräulein Fürsorgerin ab. Obwohl ich den Ausführungen des Schöffenkollegen und der Kollegin nicht in allem zustimme, bin ich doch

auch für einen Freispruch des Angeklagten; selbst, wenn er wirklich von der Abtreibung gewußt und sie nicht verhindert hat."

Der Vorsitzende sagte: „Das geht natürlich nicht, daß wir uns beim Urteil von bloßen Gefühlen leiten lassen. Für uns ist das Gesetz maßgebend, auf seiner Grundlage haben wir zu entscheiden.“

Der Vorsitzende verkaufte Gemeinplätze. „Aber wir wollen endlich zu Ende kommen. Der Herr Staatsanwalt hat Ihnen nahegelegt, den Angeklagten zu einem Monat Gefängnis zu verurteilen. Ich habe Ihnen dasselbe Strafmaß empfohlen. Ich schlage ihnen nun vor — mich hat die Beratung soweit davon überzeugt —, den Angeklagten zu der mildesten Strafe, die vorgesehen ist, zu verurteilen. Das ist ein Tag Gefängnis!"

Der Herr Vorsitzende war durchaus nicht von der Beratung überzeugt worden. Aber als guter Menschenkenner hatte er das sichere Gefühl, daß er bei diesem Gericht nicht anders durchkam.

Der Schöffe sagte: „Mich hat die Verhandlung davon überzeugt, daß der Angeklagte unschuldig ist und nicht bestraft werden kann.“

Seiner Ansicht waren auch der Schöffe Winter und die Schöffin. Aber es zeigte sich, daß der Vorsitzende auf die richtige Karte gesetzt hatte: Bei der Abstimmung ergab sich eine Mehrheit für seinen Vorschlag. Müller war, im Namen des Volkes, verurteilt.

„Haben Sie ein Schwein gehabt," sagte der Gerichtsdienner, als er Müller aus der Anklagebank ließ, „so billig ist hier noch keiner weggekommen. Erst recht nicht bei dem!" Er zeigte mit dem Daumen über die Schulter und meinte den Vorsitzenden.

Im Flur, auf der großen Wand, so daß jeder, der durch den Flur ging, sie sehen mußte, hing das Sinnbild der Gerechtigkeit. Ein Sonnenstrahl huschte über das Gesicht der strengen Frau und unter seiner Mitwirkung — o Wunder! — lächelte sie. Und lächelte milde!

VIII.

Assistenzarzt Dr. Wolter

Regenwasser lief an den Fensterscheiben hinunter, als gieße es jemand mit Eimern dagegen. Der Assistenzarzt Dr. Wolter wartete das Nachlassen des Regens ab, um ins Krankenhaus zu gehen. Die Zeit drängte bereits, aber durch den strömenden Regen zu laufen, hatte er keine Lust.

Es klingelte. Der Flickschuster stand draußen. Das Regenwasser lief von seinem Lodenmantel und bildete eine Pfütze auf dem Fußboden. Der Assistenzarzt dachte ärgerlich an die Wirtin, die darüber mit ihm Krach machen würde.

„Haben Sie etwas?" fragte der Schuster. „Es muß doch bald wieder so weit sein.“

Der Assistenzarzt sah nach den Absätzen seiner Schuhe und sagte: „Ich denke Anfang nächster Woche, ist es so weit. Sie warten wohl schon darauf? Geht es wieder so schlecht?“

„Wieder? Immer!“ erwiderte der Schuster. „An jedem Tag schlechter. Vor lauter Sorgen weiß ich schon nicht mehr, wo mir der Kopf steht!“

Er ging. Aber auf dem Treppensatz drehte er sich herum und kam zurück.

„Haben Sie was vergessen?“ fragte der Assistenzarzt.

„Es hat bei Ihnen sicher auch keinen Zweck,“ stotterte der Schuster verlegen.

„Ich weiß ja nicht was. Vielleicht doch! Was haben Sie denn?“

Der Alte wurde ganz verlegen. „Ich trau' es mir gar nicht zu sagen. Sie müssen mir auch versprechen, die Arbeit nicht wegzunehmen?“

„Ich denke ja gar nicht daran. So bequem, wie bei Ihnen, habe ich es sonst nirgendwo!“

Der Schuster zögerte trotzdem.

„Schießen Sie nur los!“

„Mir haben Sie die Maschine rausgeholt, gestern. Und ohne Maschine kann ich doch nichts machen! Ich habe die Rate nicht mehr bezahlen können!“

„Sie brauchen also Geld?“ Der Assistenzarzt besaß noch fünf Mark, ein Zwei- und ein Dreimarkstück. Vor der nächsten Woche bekam er nichts dazu.

„Ja. Wenn Sie so freundlich wären und mir momentan aus-
helfen würden . . .?“ sagte der Schuster mit einem Schimmer von Hoffnung. „Ich habe schon überall gefragt. Ich weiß sonst gar nicht, wie ich aus dieser Lage herauskommen soll! Ohne Maschine kann ich überhaupt nichts machen. Und dann die Kinder!“

Der Assistenzarzt holte das Zweimarkstück aus der Tasche und wollte es ihm geben.

Der Schuster wehrte ab. „Damit ist mir nicht geholfen. Wenn Sie nicht mehr haben, hat das doch keinen Zweck!“ sagte er niedergeschlagen.

„Wieviel brauchen Sie denn?“ fragte der Assistenzarzt.

„Wenn Sie . . . wenn Sie . . . zwanzig Mark,“ murmelte der Schuster. „Mit zwanzig könnte ich sie wieder einlösen. Sie steht noch in der Nachbarschaft.“ Er zog Papiere aus der Tasche. „Hier sind Zeugnisse, wo ich gearbeitet habe.“ Er reichte sie dem Assistentenarzt.

Der wollte sie ablehnen. Aber der Schuster drängte sie ihm in die Hände.

„Zeugnis.“

Herr Smolik war sieben Jahre in meiner Werkstatt als Schuster auf eigene Rechnung tätig. Ich bin mit seinen Leistungen immer sehr zufrieden gewesen. Herr Smolik scheidet aus meinen Diensten, weil er sich selbständig machen will!

Datum

Unterschrift
und Firmenstempel.

„Beschäftigungsnachweis“.

Herr Smolik war vom bis bei uns als Nachtwächter beschäftigt. Er scheidet auf eigenen Wunsch aus unseren Diensten aus.

Wach- und Schließgesellschaft „Sicherheit“.

Datum und Firmenstempel.

Unterschrift.

„Da können Sie sich über mich erkundigen, wenn Sie wollen. Ich kann Ihnen auch was unterschreiben, wenn Sie es wünschen!“

Dem Assistenzarzt war aufgefallen, daß beide Zeugnisse über die gleiche Zeit liefen. „Waren Sie denn da zur gleichen Zeit beschäftigt?“ fragte er.

In einem Anflug von Stolz antwortete der Schuster: „Ja, das stimmt. Damals war ich noch jünger. Am Tage habe ich im Geschäft gearbeitet und in der Nacht war ich Angestellter der Wach- und Schließgesellschaft. Ich habe wenig geschlafen, aber es doch ausgehalten. Dann habe ich mich mit dem gesparten Geld selbständig gemacht.“

„Ja“, sagte der Assistenzarzt bedauernd und gab die Zeugnisse zurück, „es tut mir sehr leid, aber ich habe bestimmt nicht soviel. Die zwei Mark will ich Ihnen gerne schenken.“

„Lassen Sie nur, Herr Doktor, damit ist mir wirklich nicht geholfen. Entschuldigen Sie auch oftmals,“ sagte der Schuster bekümmert. „Und die Arbeit nehmen Sie mir doch nicht weg? Wenn ich auch keine Maschine habe?“ fragte er bange.

„Im Gegenteil. Vielleicht versuchen Sie es mal anderswo. Sicher haben Sie da mehr Glück. Zwanzig Mark sind ja schließlich nicht die Welt!“

„Ich bin ja schon überall gewesen. Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr. Ja, dann auf Wiedersehen. Und nicht wahr, Sie sprechen auch mit niemandem darüber?“

„Bestimmt nicht. Wenn es gar nicht anders geht, kommen Sie doch heute abend oder morgen früh vorbei, vielleicht kann ich das Geld noch auftreiben. Aber fest versprechen kann ich es nicht!“

Der Schuster, der schon auf der Treppe stand, wandte sich noch einmal um. Der Assistenzarzt las ihm die Hoffnung vom Gesicht ab. „Wenn Sie das könnten, Herr Doktor. Ich weiß mir sonst gar keinen Ausweg mehr. Und muß ich unbedingt selbst kommen? Ich habe jetzt soviel zu tun. Kann nicht meine Frau oder der Junge kommen, er hat jetzt gerade Ferien?“

„Das ist mir gleich. Aber sicher haben Sie anderswo mehr Glück!“

„Ich bin ja schon überall gewesen!“ Der Schuster ging in den klatschenden Regen hinaus.

Wolter konnte das Geld nicht auftreiben.

„Mensch, Wolter, was machen Sie für ein Gesicht?“ fragte der Professor bei der Abendvisite. „Ist Ihnen der Hafer verhägelt? Liebeskummer?“

Der Assistenzarzt erzählte von dem Schuster.

„Es ist sehr anständig von Ihnen, daß Sie dem Mann helfen wollen,“ sagte der Professor, „aber passen Sie auf, daß Sie ihn nun nicht dauernd auf dem Hals haben. Zweck hat es nur soviel, wenn Sie ihm helfen, daß er sich bis zum nächsten Monat durchhungern kann und dann ist dasselbe Elend wieder da. Hergott, Sie haben doch selbst kaum zu Essen. Geld kriegen Sie bei uns nur soviel, daß Sie eben die Bude mit Morgenkaffee bezahlen können. Von Hause kriegen Sie nichts. Aussichten auf eine feste Anstellung in der nächsten Zeit haben Sie nicht. An eine Praxis ist nicht zu denken. Es hilft Ihnen auch keiner!“

„Bedenken Sie, Herr Professor, acht Kinder!“

„Wie kann der Mann sich auch acht Kinder anschaffen? Das ist doch ein kompletter Idiot!“

„Das sagt man so, Herr Professor, aber wenn die Kinder eben kommen. Totschlagen darf er sie nicht! Was soll er machen?“

„Was er machen soll? Das fragen Sie mich, Wolters? Verhütungsmittel hätte er gebrauchen sollen. Die konnte er sich in jeder Apotheke kaufen und kommen Sie mir gar nicht damit, daß sie zu teuer sind, Kinder sind viel teurer!“

*

Am Abend kam der Junge vom Schuster, vierzehn Jahre alt, in der Größe eines normalen Zwölfjährigen mit einem großen Hungerkopf. Er gab einen Brief ab. Der Schuster schrieb:

„Werter Herr Doktor Wolter!

Verzeihen Sie, wenn es geht und Sie könnten mir noch mit einigen Mark mehr aushelfen, denn wenn ich die Maschine wieder eingelöst habe, habe ich nichts mehr für den Lebensunterhalt. Es wäre mir dann sehr wünschenswert, wenn Sie anstatt mit 20 Mark, mir mit 30 aushelfen würden. Aber wie gesagt, nur wenn Sie es können. Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein, ich bin in sehr großer Verlegenheit.

Achtungsvoll K. Smolik.

Aschenstraße 55.

Schuhmachermeister.“

Der Flickschuster hatte fest gehofft, daß er das Geld bekommen würde. In einem plötzlichen Entschluß nahm der Assistenzarzt die fünf Mark, die er noch besaß, steckte sie in einen Briefumschlag und schrieb dazu, daß es ihm leider nicht möglich gewesen wäre, das Geld aufzutreiben.

Der Junge nahm froh den Brief entgegen und lief eiligst die Treppen hinunter.

Am nächsten Morgen klingelte es sehr früh. Der Assistenzarzt ahnte, daß es der Schuster war und öffnete nicht. Es war aber wieder der Junge. Er klingelte noch einmal, dann bei der unteren Partei, die öffnete. Er kam nach oben, klingelte wieder und blieb eine ganze Weile auf dem Flur stehen. Schließlich ging er langsam wieder herunter.

Am Abend war der Junge wieder da. Er klingelte diesmal ganz schüchtern. Er brachte wieder einen Brief, in dem der Schuster bettelte, ihm doch noch einige Mark hinzuzugeben. Der Assistenzarzt hatte sich am Mittag zwei Mark geliehen, von denen er noch eine Mark und einige Groschen hatte. Er sagte zu dem Jungen: „Du mußt deinem Vater sagen, daß ich wirklich nichts mehr geben kann. Ich habe selbst nichts mehr!“

Der Junge ging aber nicht fort. Die Tränen liefen ihm die Backen herunter. Etwas verärgert über die Hartnäckigkeit nahm der Assistenzarzt sein Portemonnaie aus der Tasche und zeigte dem Jungen die leeren Fächer

Der Junge sah ihn verständnislos an und ging immer noch nicht. Traurig drehte er seine Mütze in den schlaff herunterhängenden Händen. Wolter wußte sich gegen ihn nicht anders zu wehren, er griff in die Tasche, holte das Geld heraus und gab es ihm.

„Sag dem Vater, daß es jetzt aber Schluß ist. Mehr kann ich nicht für Euch tun!“

Danach kam der Junge nicht mehr wieder, auch der Schuster nicht.

*

Das Krankenhaus wurde um einen Arzt und Krankenwagen angerufen. Der Assistenzarzt hatte Dienst und fuhr.

Das Auto fuhr ins Proletarierviertel. Holperiges Pflaster. Graue, eintönige, vierstöckige Mietskasernen. Eine düstere Kellerwohnung. Leute stehen im dichten Haufen davor.

„Das Krankenauto!“ Die Leute waren neugierig. Sie machten dem Assistenzarzt bereitwilligst Platz. Eine Fürsorgeschwester — die Schöffin aus dem Abtreibungsprozeß gegen den Arbeiter Müller kam dem Arzt entgegengelaufen.

„Schnell! Schnell!“ drängte sie

Der Assistenzarzt lief hinter ihr in die Wohnung hinein. Eine trübselige Petroleumlampe brannte hinter einer Glaskugel über einem Schustertisch. Auf einem verblichenen Sofa lag krummgezogen ein Mann.

„Er hatte sich aufgehängt!“ erklärte die Fürsorgerin hastig. „Es waren zwei Gläubiger da, der Lederhändler und noch ein anderer. Er hat zu ihnen gesagt, er käme gleich wieder und ist fortgegangen. Als den beiden die Zeit zu lange wurde, bis er wiederkam, haben sie mit seiner Frau Krach gemacht! Da steht sie.“

Die Schusterfrau war eine kleine, schwächliche Frau, mit einem weißen, schmalen Gesicht. Sie weinte still vor sich hin. Um sie herum standen die Kinder. Die größeren weinten auch. Die kleineren bohrten mit den Fingern in der Nase und waren bekümmert, weil die Mutter weinte. Warum sie weinte, begriffen sie anscheinend noch nicht. Die Kinder hatten alle dicke, Hungerköpfe auf schwächlichen Leibern und sahen aus wie Kaulquappen.

Die Fürsorgerin erklärte weiter: „Die Frau wußte, wo er war. Wenn Gläubiger kamen, schloß sich der Schuster in der letzten Zeit immer auf dem Abort ein. Er überließ es seiner Frau, mit den Gläubigern fertig zu werden. Wenn es den Gläubigern dann zu lange dauerte, bis er kam, gingen sie. Der Lederhändler und der andere waren aber schon einmal dagewesen und gingen diesmal nicht. Die Frau wußte nichts anderes zu tun, als den Schuster vom Abort herunterzurufen. Aber er meldete sich nicht. Sie sah dann durch das Schlüsselloch und sah ihn hängen. Sie hat geschrien und die Leute aus dem Haus sind gekommen. Durchs Fenster konnte niemand auf den Abort klettern, das Fenster ist zu schmal dafür. Die Tür einzuschlagen, wagten die Leute aber nicht aus Furcht, sie müßten sie nachher bezahlen. Zufällig war ich in der Nähe und sie haben mich geholt. Auf meine Verantwortung hin ist dann die Tür gesprengt worden. Ich habe den Schuster sofort losgeschnitten. Er hing mit den Beinen auf dem Boden. Vielleicht ist er noch zu retten?“

Der Assistenzarzt machte an dem Schuster zwei Stunden lang Wiederbelebungsversuche. In Schweiß gebadet und todmüde von der Anstrengung der Wiederbelebungsübungen gab er sie dann auf. Er war über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen ganz niedergeschlagen. „Es hat keinen Zweck mehr!“ sagte er.

„Das ist auch das Beste für ihn,“ sagte ein Mann aus dem Kreis der Anwesenden. „Der hätte sich ja doch wieder aufhängen müssen! Für den gab es keine Rettung mehr! Der war pleite im Kubik! Den haben seine acht Gören auf dem Gewissen! Sie haben ihn glatt aufgefressen!“

Der Assistenzarzt nahm die Fürsorgerin im Auto bis in die Stadtmitte mit. Unterwegs erzählte sie, daß der Flickschuster nicht die Konkurrenz mit einer Schnellbesohlanstalt hatte halten können. Die Anstalt sohlte billiger und schneller. Obwohl der Schuster weitgehend auf einen Verdienst verzichtete, konnte er die Kunden nicht halten. Dann legte er sich die Maschine auf Ratenzahlungen zu, um besser mitzukommen. Seine Arbeit hatte er sich aus der ganzen Stadt zusammengesucht. Er ging in die Häuser, holte und brachte die Schuhe. Jetzt waren die Ferien und er hatte keine Arbeit zusammenkriegeln können. Das hatte ihm den letzten Stoß gegeben. In Zahlungsschwierigkeiten war er schon lange.

Der Assistenzarzt rechnete den Fußweg nach, den der Schuster bis zu seiner Wohnung zu machen hatte. Es war eine gute Stunde zu laufen. An den Ferien der anderen geht dieser Mann nun kaputt, mußte er denken. Was für ein Zustand!

Die Fürsorgerin sagte: „Wenn er nicht soviel Kinder gehabt hätte. Die acht haben ihm den Hals gebrochen!“

Alle sagen dasselbe. Der Mann hatte es vorhin gesagt, die Fürsorgerin sagte es, der Professor, die Frauen auf der septischen Abteilung, dieser Himmelfahrtsstation. Aber der Staat verlangt unentwegt: Gebärt Kinder! Er droht jedem, der eine Frucht abtreibt oder im Mutterleib vorsätzlich tötet, mit Zuchthaus. Um die Kinder kümmert er sich nicht. Sie können verlausen, verhungern, ganze

Familien spazieren mit ihrem Kinderseggen auf den Friedhof. Ein idiotisches Gesetz, ein blödsinniges Gesetz, ein Mordgesetz! Wer kann daran ein Interesse haben?

Die Fürsorgerin sagte: „Lassen Sie bitte halten. Hier muß ich raus. Wissen Sie übrigens schon, daß sich für den Prozeß gegen die 300 Frauen, der sich aus der Martin-Waßmannsache ergibt, ein Aktionsausschuß gebildet hat? Er tritt heute Abend zum ersten Male öffentlich in der Wirtschaft Sager, in der Wiesenstraße, auf. Kommen Sie doch auch hin! Es wird sie bestimmt interessieren. Es findet auch ein Aufklärungsvortrag über ‚Empfängnisverhütung oder Abtreibung‘ statt.“

IX.

„Abtreibung oder Verhütung?“

Der erste Eindruck, den der Assistenzarzt Dr. Wolter von der Versammlung im Restaurant Sager in der Wiesenstraße hatte, war ein schlechter Geruch. Es roch nach schalem Bier, kaltem Tabakrauch und Frauenausdünstungen. Der Saal, ein niedriger, unfreundlicher, verrauchter Raum, war bis auf den letzten Platz gefüllt. Es waren fast nur Frauen anwesend, von einer fiebrigen Unruhe bewegt. Zum erstenmal sollten vor ihnen Dinge laut besprochen werden in aller Öffentlichkeit, über die sie bisher nur flüsternd zu sprechen gewagt hatten. Zwei Schupolcute standen an der Saaltüre.

Auf der Bühne, vor einer unglaublich grünen Waldkulisse, saß an einem Tisch der Aktionsausschuß. Der Assistenzarzt suchte nach einem Platz und kam in die Nähe der Bühne. Die Fürsorgeschwester bemerkte ihn und rief ihn auf die Bühne herauf.

„Es ist schön von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie gekommen sind!“ sagte sie herzlich.

Verlegen über diese Begrüßung erwiderte der Assistenzarzt: „Hübsch voll der Saal. Ich habe noch keinen Platz gefunden!“

„Bleiben Sie hier oben! Am Tisch ist noch Platz!“ Sie lief in die Bühne hinein, verschwand hinter der Waldkulisse und kam mit einem wackeligen Stuhl wieder. „Kaput gehen wird er ja wohl nicht!“ scherzte sie.

Er wollte abwehren. Es war ihm peinlich, vor den vielen Frauen zu sitzen und ihnen ins Gesicht zu sehen.

Sie sagte: „Machen Sie keine Umstände. Seien Sie froh, daß Sie sitzen können!“

Dann machte sie ihn mit den anderen Personen, die am Tische saßen, bekannt. Es waren ein Journalist, der für die linke bürgerliche Presse schrieb, die Gattin eines Studiendirektors, die als radikale Frauenrechtlerin in der Stadt bekannt war, der Arbeiter Winter und ein Arzt aus der Hauptstadt, ein bekannter Sexualforscher, der den Vortrag halten sollte. Der Kollege verwickelte ihn sofort in ein

Gespräch, als er von der Fürsorgerin hörte, daß Wolters in der septischen Frauenabteilung des städtischen Krankenhauses arbeitete. Er fragte interessiert nach Einzelheiten und machte sich Notizen für eine Statistik.

Während ihres Gespräches eröffnete der Arbeiter Winter die Versammlung. Er machte auf ihre Bedeutung aufmerksam, einen Block gegen die Staatsanwaltschaft zu bilden, um ihren Klauen die dreihundert wegen Abtreibung angeklagten Frauen zu entreißen. Die Frauen hörten aufmerksam zu. Es war so ruhig in dem dichtgefüllten Saal geworden, daß das Gespräch der Aerzte, obwohl sie es flüsternd führten, störte. Die Frauen sahen unwillig zu ihnen hin.

„Wir setzen uns nach der Versammlung noch irgendwo zusammen,“ sagte der Kollege und der Assistenzarzt ging an seinen Platz neben der Fürsorgerin.

Der Arbeiter Winter hielt nach seiner Einleitung ein kurzes politisches Referat über den Abtreibungsparagraphen, legte seinen ökonomischen Zweck für die kapitalistische Wirtschaft dar. Auch diesem schwierigen Teil seiner Rede hörten die Frauen aufmerksam zu.

„Der Mordparagraph,“ führte Winter aus, „wurzelt im Menschenbedarf der kriegführenden Fürsten zur Zeit des Feudalismus und im Menschenbedarf des Frühkapitalismus. Das schnellere Wachstum der Proletariermasse als das des Kapitals ist die allgemeinste Voraussetzung für die kapitalistische Produktion. Die zu vielen, in der Produktion überflüssig gewordenen Arbeiter bilden eine industrielle Reservearmee, die auf die Löhne der arbeitenden Klassengenossen drückt und eine der Ursachen ist, für die wirtschaftliche Not der Arbeiterklasse. Diese industrielle Reservearmee wird ein um so größerer Gefahrenherd, je mehr die wenigen sozialfürsorgerischen Maßnahmen abgebaut werden!“

Winter sprach jetzt so laut, daß die Wände des Saales seine Worte im Echo auf die Bühne zurückwarfen.

„Gesetze,“ rief er, „sind der Niederschlag des politischen Machtverhältnisses. Solange die Macht noch in den Händen der kapitalistischen Gesellschaft liegt, wird dieser Mordparagraph nicht aus dem bürgerlichen Strafgesetzbuch verschwinden. Besten Falles wird der kapitalistische Staat durch den Druck der empörten Arbeitermassen sich zu einigen unbedeutenden Reformen bequemen. Erst wenn die Macht in den Händen der Arbeiterklasse sich befindet, wird dieser Blutparagraph endgültig aus dem Gesetzbuch verschwinden!“

Die Frauen klatschten Beifall. Nach einer kurzen Pause sprach der Arzt.

„Ich stimme,“ begann er, „den Ausführungen des Genossen Versammlungsleiters ganz bei. Aber man darf nicht die Gegenwart vergessen, in der es gilt, die vielen Opfer dem Mordgesetz zu entreißen und andere zu behüten, in seine Netze zu fallen. Leider kann ich nicht so deutlich, wie ich möchte zu Ihnen sprechen, da Polizei anwesend ist. In diesem Zusammenhange mache ich jetzt schon darauf

aufmerksam, daß ich im zweiten Teil meines Vortrags über Dinge sprechen werde, an denen sittlich zu fein empfindende Leute Anstoß nehmen könnten. Ich muß diese Leute bitten, vorher den Saal zu verlassen. Sie könnten sonst ihren Anstoß der Staatsanwaltschaft mitteilen und mir zu einigen hundert Mark Geldstrafe verhelfen. Anstoß genügt zur Bestrafung in der Republik, in der wir das Mißvergnügen haben, gegenwärtig leben zu müssen und die es den Besitzenden gestattet, Empfängnisverhütung zu betreiben. Nur der Prolet soll nach ihrem und Gottes unerforschlichem Ratschluß so oft und viel jungens wie ein Kaninchen . . ."

Bei der Erwähnung Gottes räusperte sich jemand laut in der zweiten Reihe. Der Arzt sah aufmerksam hin. Es war ein katholischer Geistlicher.

„Sieh — sieh,“ sagte der Arzt spöttisch, „ein Kollege von der düsteren Fakultät ist auch da. Ich hoffe,“ wandte er sich an ihn, „Sie beschränken sich nicht allein aufs Räuspern?“

„Ich werde in der Diskussion sprechen!“ antwortete angriffsbereit der Geistliche.

Der Arzt sprach weiter. Ein grauenhaftes Schlachtfeld, auf dem ihre Geschlechtsgenossinnen gemordet lagen, tat sich vor den entsetzten Frauen auf. 40 000 Frauen in jedem Jahr fraß der Tod, weil der Paragraph sie in die Hände von Kurpfuschern trieb. 80 000 Frauen erlitten schwere Nacherkrankungen, mit dauernden körperlichen Schäden. 300 000 Frauen blieben ihr Leben lang unfruchtbar, waren als Mütter tot, gestorben. Ueberfüllt die septischen Frauenabteilungen der Krankenhäuser mit den Opfern des Paragraphen und die Frauengefängnisse zur Hälfte gefüllt mit Abtreiberinnen und Kindsmörderinnen. Ueber 7000 Frauen wurden jährlich abgeurteilt von den Gerichten. Davon gehörten 99 Prozent den arbeitenden Schichten an und nur 1 Prozent der besitzenden Schicht. Das Klassengesicht des Paragraphen war eindeutig. Die Dame der besseren Gesellschaft fand immer einen hilfsbereiten Arzt, der ihr das „kleine Malheur“ wegbesorgte. Die Frau des Arbeiters, die Frau des kleinen Angestellten mußten gebären oder sterben, krepieren wie eine Hündin, die keinen wirtschaftlichen Wert hat und verbluten muß, weil für sie der Arzt zu teuer ist. Not häufte sich zu Not.

„Ist eine Abtreibung an sich gefährlich?“ fragte der Arzt in die von Grauen geschüttelte Versammlung. Er gab sich selbst die Antwort: „Nein! Nur die vom Kurpfuscher ausgeführte Abtreibung ist es. In Sowjetrußland ist die Abtreibung freigegeben . . .“

Er wurde durch einen schmetternden Zwischenruf unterbrochen: „Wer es unternimmt, die natürliche Fruchtbarkeit des deutschen Volkes zum Schaden der Nation künstlich zu hemmen, oder in Wort, Schrift, Druck, Bild oder anderer Weise solche Bestrebungen fördert wird wegen Rasseverrats mit Zuchthaus bestraft!“

Der Zwischenrufer, ein Nationalsozialist, saß in der ersten Reihe und war ein junger Mensch. Aergerliche Rufe über seinen Zwischenruf, der das Referat gestört hatte, kamen aus den hinteren Reihen. Die Frauen, die in seiner Nähe saßen, rückten demonstrativ von ihm ab.

Der Arzt winkte beruhigend in den Saal hinein. Dann wandte er sich an den Nazi und fragte: „Junger Mann mit der großen Klappe, erlauben Sie, daß ich erst meinen Vortrag zu Ende rede und Ihnen dann antworte?“

Der Nazi antwortete frech: „Nein! Das ist Volksverhetzung, die Sie betreiben. Die lasse ich nicht zu!“

Die Versammlung lachte dröhnend auf. Vereinzelt Stimmen riefen „Bravo!“

„So, Volksverhetzung ist das,“ sagte der Arzt, „und ich nenne es Volksaufklärung. So verschieden sind nun die Geschmäcker. Ihr arischer Schädel arbeitet eben auf besondere Weise. Aber sehen wir uns ihren Antrag an den Reichstag vom zwölften März dreißig, das ist er ja wohl, was Sie da vorhin zwischenriefen, sofort näher an. Wir haben nicht allein nach der Behauptung des Kapitalisten Silberberg zwanzig Millionen Menschen zuviel. Das sagte auch „Er“, Sie müssen wissen, Adolf Hitler! Und dann dieser Antrag. Da scheint ein Mißverständnis vorzuliegen, nicht wahr? Aber dieser Antrag ist goldrichtig. Die Herren Nazis kalkulieren nämlich so: Je mehr Deutsche, desto mehr Lebensraum wird gebraucht. Die innere Kolonisation genügt nicht, um diese überflüssigen Menschen aufzunehmen. Mit dem Sozialismus ist es den Nazis nie ernst gewesen. Was bleibt? Deutschland muß über seine Grenzen hinaus Expansion! Ausdehnung; das heißt, da alle Kolonisationsgebiete aufgeteilt sind, Krieg. Parole: Am deutschen Wesen wird die Welt genesen. Jeder Stoß ein Franzos', jeder Schuß ein Russ'. Ein bißchen mehr gegen die Russen geht es ihnen, wegen des Bolschewismus' und dem größeren Geschäft, das dort winkt. Aber die Herren Nazis verrechnen sich in diesem Punkt. Abgesehen davon, daß Deutschland im Falle eines Krieges gegen Sowjetrußland sich an dem Granit der Volkswehrkraft die Zähne ausbeißt, steigen auch die Geburtenziffern in den kapitalistischen Staaten nicht. Selbst Mussolini kann in seinem faschistischen Paradies Italien keine Geburtensteigerung erzielen. In diesem Punkt versagt auch die strengste Parteidisziplin. Gebärstreik auf der ganzen Linie, weil in allen kapitalistischen Ländern die Arbeiter nicht genügend zu essen haben . . .!“

„Sie kommen als erster ins Zuchthaus!“ unterbrach der Nazi wieder.

„Ich weiß,“ sagte der Arzt, „ich werde sogar des Landes verwiesen, mein Großvater war nämlich Jude. Sie haben das bloß noch nicht gemerkt!“

Die Versammlung brüllte vor Lachen.

Der Nazi sah sich wie suchend im Saal um und schrie in den Lärm: „Juda verreckel!“

Das Ergebnis seines Rufes war nicht ermunternd für ihn. Der Ruf wurde mit keinem Beifall begrüßt. Die Frauen um den Nazi sprangen erbot auf und begannen zu schimpfen. Einige Arbeiter gingen auf den Nazi zu. Etliche junge Leute kamen ihm zu Hilfe. Ein Tumult entstand, in dem dem Nazi ein Auge blau geschlagen wurde. Die Schupo vom Saaleingang griff ein, nahm die Nazis in Schutz und führte sie hinaus.

Die Versammlung beruhigte sich allmählich. Der Arzt nahm sein Referat wieder auf, so ruhig, als sei kein Zwischenfall gewesen.

„Sowjetrußland,“ fuhr er fort, „hat einwandfrei erwiesen, daß bei entsprechenden ärztlichen Kenntnissen der Eingriff vollkommen ungefährlich ist, wenn er früh genug, bis zum dritten Monat, durchgeführt wird. Bei fünfzigtausend Abtreibungen in den Moskauer Kliniken kam kein Todesfall vor und keine nennenswerte Nacherkrankung. Aber das Wichtigste in Sowjetrußland ist, daß jede Frau mit der Technik der Empfängnisverhütung vertraut gemacht wird. Verhüten ist besser und billiger als abtreiben!“

Damit hatte der Arzt den ersten Teil seines Vortrages erledigt. Der zweite Teil sollte die Empfängnisverhütung behandeln. Er setzte sich. Die Frauen klatschten minutenlang Beifall. Der Arbeiter Winter stand auf und bat um Namensgabe für die Diskussion. Es meldete sich nur der Geistliche.

Er hielt die Abtreibung für eine Todsünde, den Gebrauch von Verhütungsmitteln für ein verabscheuungswürdiges Laster. Das einzige Mittel, das angewandt werden dürfe, sei die Enthaltensamkeit. Er sprach, wie er gewohnt war in der Kirche zu sprechen; langsam und salbungsvoll. Die Frauen wurden dabei unruhig.

Der Arzt erwiderte: „Schade. Ich habe schon mit fortschrittlicheren Geistlichen diskutiert. Es war auch kein Genuß für den Arzt, die zu hören. Aber gegen Sie war das Gold. Ihre Kirche hat es doch am besten von allen anderen Kirchen verstanden, sich geänderten Verhältnissen und Moralauffassungen anzupassen. Vergessen Sie nicht, daß es Ihre Kirche war, die die erste Sexualberatungsstelle eingerichtet hat, nämlich den Beichtstuhl.“

Im Saal wurde laut und schallend gelacht.

„Im Ernst,“ sagte der Arzt, „sie hat damit eine ungeheure Macht über die katholische Frau erhalten!“

Nach einer kurzen Denkpause fuhr er fort: „Aber die katholische Kirche sieht nicht in jedem Falle so streng wie der Herr Pfarrer glauben machen will. Es gibt auch in diesem Punkt bei ihr die bekannten Klassenunterschiede. Für den Eingeweihten hat sie einen Ausweg zur Verfügung, der vom ärztlichen Standpunkt gesehen zwar auch keine Ideallösung ist. Sie gestattet zum Beispiel einen Geschlechtsverkehr, bei dem der Mann nicht fertig wird. Das wird in der Sündenabstufung gewertet wie eine unzüchtige Berührung, die aber unter Eheleuten gestattet ist. Dieser Verkehr ist in Entschließungen der Päpste Pius dem Neunten und Leo dem Dreizehnten erlaubt und in einer Anleitung für Beichtväter ausdrücklich, als durch das Sittengesetz zugestanden, erlaubt.“

Die Frauen waren atemlos, so gespannt hatten sie zugehört. Einer rief ganz entrüstet: „So ein Lump! Uns und auch der Frau vom Schuster Smolik, der sich heute aufgehängt hat, hat er immer gesagt, wir müßten aushalten, sonst wäre es Todsünde!“

Der Pfarrer erwiderte nichts. Er stand mit einem Ruck auf, sah hinter sich in den Saal und forderte mit lauter Stimme alle gläubigen Katholiken, bei Androhung schwerer Sünde, auf, mit ihm die Versammlung zu verlassen. Danach ging er erhobenen Kopfes aus dem Saal hinaus.

Es folgten ihm ungefähr zehn Frauen. Sie gingen gebückt, als schämten sie sich. Die anderen Frauen ließen sie schweigend vorbeigehen.

Der Arzt sprach dann über die Verhütungstechnik.

Nach der Versammlung brachte der Assistenzarzt Dr. Wolter den Kollegen zum Bahnhof. Sie gingen den Weg zu Fuß. Der Abend war warm. Den Tag über hatte eine drückende Hitze in den Straßen gelegen, die das Atmen behinderte. Obwohl es schon über elf Uhr hinaus war, standen und saßen in den Straßen die Arbeiter vor den Häusern. Auch die Kinder und Frauen waren noch auf der Straße. In den Wohnungen war es unerträglich warm. Der Himmel war rot gefärbt von der Schlackenglut des nahen Hochofens.

„Was ist in diesen Dingen hier schon versucht worden?“ fragte der Kollege.

Der Assistenzarzt antwortete verlegen: „Ich weiß es nicht; ich war heute zum ersten Male dabei!“

„Was denken Sie künftig zu tun?“ fragte der Kollege weiter.

Der Assistenzarzt wußte darauf keine Antwort. Er dachte an den toten Schuster Smolik und an die Frauen auf der septischen Abteilung.

„Sie machen doch weiter mit?“

Der Assistenzarzt antwortete wieder nicht. Würde er mitmachen, fragte er sich selber.

„Denken Sie an die septischen Abteilungen in ihrem Krankenhaus!“ sagte eindringlich der andere.

Zögernd antwortete der Assistenzarzt: „Was kann man in diesem Nest schon anfangen?“

„Die Versammlung war doch ausgezeichnet besucht,“ sagte der Kollege. „Ich wäre froh, wenn es überall so volle Säle gäbe, wohin ich komme. Jetzt darf man aber nicht locker lassen; es muß weiter gebohrt werden!“

„Aber wie?“ fragte der Assistenzarzt.

Der Kollege dachte kurz nach. Dann sagte er: „Versuchen Sie doch einmal eine Sexualexposition, in der Sie die gesamte Verhütungstechnik bildlich vor Augen führen. Das wirkt viel tiefer als ein Vortrag. Material kann ich Ihnen überlassen.“

Der Assistenzarzt sprach am nächsten Tage mit der Fürsorgeschwester darüber. Sie war von dem Plan begeistert. Auch der Arbeiter Winter versprach sich viel von der Ausstellung. In einer schnell einberufenen Sitzung des Aktionsausschusses, der stillschweigend auf den Assistenzarzt erweitert worden war, wurde die Ausstellung beschlossen.

Marias Prozeß

Im Zuhörerraum des großen Schwurgerichtssaales saß das Publikum der Sensationen: Damen und männliche Nichtstuer.

Das Gericht war schon vollzählig versammelt. Der Vorsitzende blätterte wartend in seinen Akten. Der Staatsanwalt, klein und behende, ging nervös hinter seinem Platz auf und ab. Die Beisitzer sahen halb interessiert in den Zuhörerraum. Der Schreiber rückte diensteifrig an seinem Schreibzeug herum. Die sechs Geschworenen saßen, feierlich mit dunklen Anzügen bekleidet, steif und erwartungsvoll in ihrer Bank. Im Prozeß gegen Maria Schwarzkopf, angeklagt wegen Mord an der Scheuerfrau Dörning, war unter den Geschworenen keine Frau.

Die Presse war so stark vertreten, daß der Tisch für alle erschienenen Reporter nicht Platz genug bot. Einige saßen auf der Zeugenbank, den aufgeschlagenen Schreibblock auf den Knien.

Maria wurde vorgeführt, abgemagert von der Untersuchungshaft. Ihre Augen schwammen unnatürlich groß im fahlen Gesicht.

Die Zuhörer stierten sie an. Kein Mitgefühl kam von dort. Die Sensation hatte sie alle hergetrieben.

Der Rechtsanwalt Dr. Salomon, sie kannten sich beide vom gemeinsamen Bürohaus her, drückte ihr schweigend die Hand.

Das Gericht erhob sich von den Plätzen; der Vorsitzende las den Eröffnungsbeschluß vor und ließ die Zeugen hereinkommen; den Witwer Dörning, den Nachtwächter, der die Dörning tot aufgefunden hatte, Marias Bürokollegin und Mayer, ihren Chef, den Glatzkopf und die Mutter. Die alte Frau Schwarzkopf begann still vor sich hinzuweinen, als sie Maria sah.

Der Vorsitzende vereidigte die Zeugen bis auf die Mutter. Dann mußten alle wieder hinaus.

Der Glatzkopf wurde als erster wieder hereingerufen. „Erzählen Sie,“ sagte der Vorsitzende.

Der Glatzkopf berichtete von dem Geständnis, das Maria auf dem Krankenbett gemacht hatte.

„Geben Sie zu, die Scheuerfrau Dörning getötet zu haben?“ fragte der Vorsitzende Maria.

„Ich habe Sie nicht töten wollen; ich wußte vor Aufregung nicht mehr, was ich tat!“ antwortete Maria.

„Sie hatten aber ein Messer mitgebracht!“ sagte der Staatsanwalt.

„Schon zu diesem Zeitpunkt war ihr Bewußtsein ausgeschaltet!“ antwortete Dr. Salomon für Maria.

Der Staatsanwalt erwiderte und zuckte nervös mit dem Mund: „Das bezweifle ich eben!“

„Dann beantrage ich, die Sachverständigen zu hören!“ forderte der Rechtsanwalt.

Die Sachverständigen, Professor Dr. Schneider von der Frauenstation des städtischen Krankenhauses und der Gerichtsarzt, wurden hereingerufen. Sie wurden vom Vorsitzenden vereidigt.

Zuerst sprach der Professor: „Fräulein Schwarzkopf ist noch krank aus dem Krankenhaus entlassen worden; auf ihren Wunsch. Sie fürchtete, ihre Anstellung zu verlieren, wenn sie länger feierte. Sie ist uns dann kurz darauf mit einer schweren Gehirnentzündung eingeliefert worden. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie zur Zeit der Tat nicht zurechnungsfähig war.“

Auch der Gerichtsarzt gab eine seelische Depression zur Zeit der Tat zu, lehnte aber die Unzurechnungsfähigkeit im Sinne des Paragraphen 51 ab. Die Gutachten hoben sich somit auf.

„Können Sie sich des Herganges der Tat entsinnen?“ fragte der Vorsitzende Maria.

Maria stand von ihrem Platz in der Anklagebank auf. Alle Menschen, die sich im Schwurgerichtssaal befanden, sahen sie an.

„Sie hat immer Geld verlangt!“ sagte sie leise.

„Wissen Sie, wozu sie das Geld verwandte?“

„Sie hatte sich einen Mantel mit einem Pelzkragen gekauft.“

Der Rechtsanwalt mischte sich ein: „Ich beantrage dazu den Zeugen Dörning zu hören!“

Der Zeuge Dörning wurde auf einen Wink des Vorsitzenden hin von dem Justizwachtmeister hereingerufen. Der Witwer war mit einem großväterlichen Bratenrock bekleidet und trug eine Trauerbinde am Arm. Er war verlegen.

„Ihre verstorbene Frau hatte sich von dem erpreßten Geld einen Mantel gekauft?“ fragte der Vorsitzende.

„Ich wußte ja nicht, daß das Geld erpreßt war,“ antwortete eingeschüchtert der Witwer. „Einen Mantel hatte sie sich gekauft, auf Stottern. Auf Abschlagzahlung“, verbesserte er sich. „Ich hatte deswegen mit ihr Krach gemacht und sie hatte gesagt, das ginge mich nichts an. Das Geld bekäme sie von Fräulein Schwarzkopf; sie hätte ihr doch die Schweinerei fortgemacht. Die wäre ihr so dankbar für die Hilfe. Meine Selige ist doch damals ins Büro gekommen und da hat Fräulein Schwarzkopf in einem Stuhl gelegen und geblutet. Sie hätte noch Glück gehabt, hat meine Selige gesagt, daß es nicht früher gekommen ist, wegen dem Herrn Mayer.“

„Wieviel Geld,“ fragte der Vorsitzende Maria. „haben Sie der Dörning gegeben?“

„Dreißig Mark und etwas und dann die zeha Mark, die gefunden wurden. Sie hatte zuletzt meine Handtasche nachgesehen!“

„Und wieviel hat der Kohlenhändler von Ihnen bekommen, der hat Sie ja wohl auch erpreßt?“

„Jal Einmal fünfzig. Das war für die Hilfe der Frau Martin und dann noch einmal zwanzig Mark!“

„Und wieviel hat die Martin von Ihnen bekommen?“

„Nichts. Das hat der Kohlenhändler ja bekommen. Die fünfzig Mark waren für die Hilfe!“

„Hat denn die Martin nichts von Ihnen verlangt?“

„Nein Ich habe alles mit dem Kohlenhändler abgemacht!“

„Was hat der Kohlenhändler für die Hilfe gefordert?“

„Fünfundzig Mark Ich habe es schon einmal gesagt.“

„Die fünfzig Mark hatten Sie wohl vorher gespart?“

„Ja.“

„Dann hat die Dörning dreißig Mark von Ihnen bekommen und zusammen sind Sie etwa um fünfzig Mark erpreßt worden?“

Der Staatsanwalt mischte sich ein und sagte: „Und wegen so einer geringen Summe sind Sie zu der Tat fähig gewesen?“

Der Rechtsanwalt sprang auf und sagte erregt: „Gering für den Herrn Staatsanwalt. Er vergißt, daß Stenotypistinnen keine solchen Gehälter wie die Herren Staatsanwälte beziehen. Dreißig Mark sind für die Angeklagte mehr Geld als für den Herrn Staatsanwalt dreihundert Mark. Das sind beinahe ein Drittel ihres Monatseinkommens!“

Der Vorsitzende unterbrach ihn und sagte: „Dazu wollen wir den Zeugen Mayer holen.“ Mayer wurde hereingerufen.

„Wieviel Gehalt,“ fragte ihn der Vorsitzende, „hat die Angeklagte bei Ihnen bezogen?“

„Im letzten Monat einhundertundfünf Mark.“

„Die Erpressungen,“ fuhr der Rechtsanwalt fort, „waren damit aber noch nicht beendet. Die Angeklagte mußte in dauernder Furcht vor neuen Erpressungen oder Strafanzeige leben.“

„Was taten Sie,“ der Vorsitzende wandte sich an Maria, „als die Dörning Ihnen die Handtasche zurückgegeben hatte?“

Maria war auf die Straße gelaufen, in eine Straßenbahn gesprungen und nach Hause gefahren. Sie hatte die Mutter gebeten, ihr etwas Geld zu leihen. Die Mutter besaß nur noch einen Zehnmarkschein. Den gab sie Maria, die ihn wechseln lassen wollte. Unbedingt wollte sie der Dörning noch etwas Geld bringen, weil sie fürchterliche Angst hatte, die Dörning könnte ihre Drohungen wahr machen. Sie sah das Messer auf dem Tisch liegen. Als die Mutter nicht hersah, verbarg sie das Messer in ihrer Handtasche. Es ging gerade hinein. Nachher suchte die Mutter das Messer. „Ich habe es doch auf den Tisch gelegt,“ sagte sie und ging in die Spülküche es suchen. Maria lief hinaus. Sie fuhr mit der Bahn bis zum Büro. Sie töten! Töten! Sie sah, hörte, fühlte nichts mehr anderes.

Die Dörning war schon mit der Arbeit fertig als Maria zurückkam. Sie saß in Mayers Schreibtischsessel und blätterte in einer illustrierten Zeitung, die auf dem Schreibtisch lag. Sie war erstaunt, daß Maria zurückgekommen war.

„Nanu?“ fragte sie.

„Da!“ Maria warf das Geldtäschchen mit dem Zehnmarkschein in den Schoß der Dörning.

Die griff gierig danach und öffnete es. Maria stellte sich hinter sie.

„Das ist mal vernünftig von Ihnen; das freut meiner Mutter Tochter,“ sagte die Dörning. Sie beugte sich etwas nach vorn. Maria holte vorsichtig das Messer aus der Handtasche heraus und stieß es mit aller Kraft auf den graubraunen Nacken vor ihr. Das Messer, stumpf, rutschte ab und glitt mit der ganzen Schneidlänge über den Nacken, einen grellweißen Schnitt, der sich perlend rot färbte, hinterlassend.

Die Dörning sagte kein Wort vor Schreck. Sie hob sich etwas aus dem Sessel, faßte vorsichtig mit einer Hand nach dem Nacken und fiel mit einem schmerzvollen Seufzer in den Sessel zurück. Den Hals hielt sie ganz steif. Das Blut schoß mit einem Male stoßweise aus dem Schnitt.

Maria schrie vor Angst und Entsetzen auf. Es war ihr zum Kotzen elend. Das Messer warf sie auf den Boden; ihre Hände konnten es nicht mehr halten, sie zitterten wie im Veitstanz. Der Kehlkopf zog sich zu einem Weinkrampf zusammen. Angst und Furcht wurden immer größer. Gräßliches Entsetzen jagte sie endlich aus dem Büro hinaus auf die Straße.

Eine wilde Flucht durch die Straßen begann. Von allen glaubte sie sich verfolgt: den Menschen, den Autos, den Bahnen, den Lichtreklamen! Und immer wieder ein neuer Krampf in der Kehle. Die schwarze Nacht lastete auf ihr wie ein Sargdeckel.

Das Bett brachte die erste Sicherheit. Sie wühlte sich unter die Decke. Ein schwerer Schlaf umfing sie, der bis gegen Morgen traumlos blieb. Dann aber war zum erstenmal die gräßliche Wand mit dem klaffenden Schnitt da.

Maria weinte. Die Tränen kamen in heftigen Stößen. Ihre Erzählung lastete auf dem Schwurgerichtssaal wie ein schweres Gewicht. Im Zuhörerraum war eine tiefe Stille eingetreten. Die Geschworenen sahen unsicher vor sich hin. Nur der Staatsanwalt zeigte dasselbe Gesicht.

Der Vorsitzende erklärte die Beweisaufnahme für beendet und gab dem Staatsanwalt das Wort zur Anlagereede. Der Staatsanwalt zog unter allgemeiner Spannung die Anklage auf Mord zurück, aber es blieb für ihn ein schwerer Totschlag, der mit einer dreijährigen Gefängnisstrafe zu sühnen sei. Er sagte eine ungeheuerliche Begründung: „Die Angeklagte hat durch ihre Abtreibung, die sie an sich hat vornehmen lassen, bewiesen, daß sie bereit ist, menschliches Leben zu vernichten!“ Mit ihr schloß er seine Anklagerede.

Der Vorsitzende ließ eine kleine Pause eintreten. Dann ergriff der Rechtsanwalt das Wort zur Verteidigungsrede.

Er begann: „Wenn jede Mutter vollen Anspruch auf staatliche Fürsorge hat, wenn die Aufzucht aller Kinder zu den Pflichten der Gesellschaft gehört, wenn kein Mann mehr auf Grund seiner wirtschaftlichen Überlegenheit die Duldung des Liebesaktes wie eine Ware kaufen kann, wird es solche entsetzlichen menschlichen Tragödien, wie der Paragraph 218 sie täglich heraufbeschwört und immer heraufbeschwören wird, solange er besteht, nicht mehr geben!“

Dann schilderte er in grauenhafter Realistik die Not der Frauen und Mädchen, die in die Klauen dieses Mordparagraphen gerieten. Kein Geld ist vorhanden, keine Möglichkeit, sich und das Kind zu ernähren, Widerstand von seiten des Kindsvaters. Rechtsanwalt Dr. Salomon redete sich in Feuer. Aehnlich geartete Fälle zog er als Beweisstücke heran. Bauernmägde gebaren in Straßengräben, erwürgten das Kind und scharrtten es mit den Händen, die vor wenigen Augenblicken noch Geburtshilfe geleistet hatten, in den Acker ein. Dienstmädchen verbrannten ihre Frucht in Küchenöfen, warfen sie in Aborte, in Kanäle oder packten sie in Koffer, wo sie verwesten und die Mitbewohner des Hauses auf den Geruch aufmerksam wurden. Mord? Totschlag? — Verzweiflung!

Erpresser hefteten sich an die Fersen der Unglücklichen, sogen ihre Opfer bis auf den letzten Pfennig aus. Die Not ging über das Maß dessen, was Menschen ertragen können!"

Der Rechtsanwalt redete. Der Vorsitzende sah auf die Uhr. Der Staatsanwalt sah auf die Uhr. Die Beisitzer sahen auf die Uhr. Der Rechtsanwalt redete, bis er völlig erschöpft war, setzte sich dann atemlos auf die Bank und wischte mit einem Seidentuch den Schweiß vom Gesicht.

Maria hatte nichts zu sagen.

Das Gericht erhob sich und ging zur Beratung hinaus. Es kam wieder und hatte Maria zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, abzüglich die Untersuchungshaft und stellte bei guter Führung sechs Monate in zweijährige Bewährungsfrist.

Der Rechtsanwalt Dr. Salomon drehte sich erfreut herum, drückte Maria die Hand und sagte: „Das ist beinahe ein Freispruch. Auf Einspruch verzichten wir natürlich!“

Auch der Staatsanwalt verzichtete darauf.

Im Flur wartete die Mutter auf Maria. Sie sagte besorgt und mit einem Schimmer Freude: „Was du mager geworden bist!“ Dann gingen sie nach Hause.

*

Nach dem Prozeß wollte der Rechtsanwalt Dr. Salomon im Café gegenüber dem Justizgebäude einen Imbiß nehmen. Der Getreidegroßhändler Mayer war bereits im Lokal. Bei ihm saß eine jüngere, elegante Dame, die sehr vertraut mit Mayer tat.

Salomon wunderte sich. Er kannte Mayer noch nicht von dieser Seite. Mayer sah ihn und grüßte etwas verlegen. Als der Rechtsanwalt keinen geeigneten Platz finden konnte, lud ihn der Getreidegroßhändler an seinen Tisch. Er stellte ihm die Dame als Fräulein Seebach vor.

„Sie haben sehr gut gesprochen, Herr Doktor,“ sagte das Fräulein. „Es hat mir sehr gut gefallen. Ich habe mich geschüttelt vor Grauen. Es war interessant. Nur etwas zu stark aufgetragen. Nicht wahr, sie wollten bluffen? So etwas kommt doch in Wirklichkeit gar nicht vor?“

Der Rechtsanwalt sagte: „Leider, gnädiges Fräulein, ist die Wirklichkeit noch grauenhafter.“

„Ach gehen Sie doch, Herr Doktor. Das kann ich Ihnen nicht glauben! Warum gehen diese Frauen und Mädchen denn nicht zum Arzt?“

„Das ist nicht so leicht. Die meisten Aerzte haben dafür kein Verständnis.“

„Ich glaube, Sie tragen schon wieder auf. Ich bin doch schließlich auch nicht ganz unerfahren in diesen Dingen!“

Später, als sie für einen Augenblick fortging, sagte der Rechtsanwalt scherzend zu Mayer: „Ich habe keinen solchen Don Juan in Ihnen vermutet! Alle Achtung!“

„Die Fassade täuscht oft!“ erwiderte Mayer geschmeichelt.

Der Rechtsanwalt lachte. „Hoffentlich kommt Ihnen die Inneneinrichtung nicht zu teuer!“

„Es tut sich!“ Mayer lachte auch.

„Na und ihre Frau?“ Der Rechtsanwalt sah ihn erwartungsvoll an und zwinkerte mit einem Auge.

„Hat natürlich keine Ahnung . . .“

„Und warum Fräulein Seebach?“

Der Getreidehändler überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Sehen Sie, zu Hause muß ich die Regulierung des Nachwuchses besorgen . . .“

„Und aus dem Hause tut es Fräulein Seebach, bin im Bild!“ Der Rechtsanwalt lachte wieder. Laut und schallend lachte er.

„Das ist natürlich angenehmer,“ erwiderte Mayer leicht verstimmt, „und Sie werden es mir nicht glauben wollen, aber ich habe eine fürchterliche Angst vor Neurosen. Da ist gar nichts zu lachen bei!“

XI.

Die Nazis stürmen

Die Ausstellung sollte im Restaurant Sager in der Wiesenstraße stattfinden, in dem Saal, in dem der Aktionsausschuß die öffentliche Versammlung abgehalten hatte. Die Vorarbeiten waren erledigt. Der Saal stand ihnen für eine Woche zur Verfügung.

Aber zwei Tage vor Eröffnung ließ der Wirt den Assistenzarzt Dr. Wolter im Krankenhaus ans Telephon rufen und sagte ihm ohne jede Erklärung, daß er den Saal nicht für die Ausstellung hergäbe.

Am Abend, nachdem sein Dienst beendet war, suchte der Assistenzarzt den Wirt auf. Er verlangte von ihm einen Grund für die plötzliche Sinnesänderung. Der Wirt wurde verlegen und sagte, sein sittliches Gefühl ließe nicht zu, daß die Ausstellung in seinem Lokal abgehalten würde.

Seine Frau sah mit scheelen Augen herüber.

Der Assistenzarzt sagte: „Herr Sager, das haben Sie nicht aus sich. Das hat Ihnen jemand eingeblasen. Seien sie vernünftig und machen sie keine Schwierigkeiten. Es ist jetzt alles schon soweit fertig und nun wollen Sie nicht mitmachen. Wir könnten Sie deswegen verklagen!“

Der Wirt wand sich wie ein Wurm. Seine Frau kam herbei.

„Weshalb lügst du denn?“ sagte sie ungefällig. „Denen kannst du nicht die Wahrheit sagen? Sonst hast du immer ein großes Maul. Die sollen ihre Schweinereiausstellung abhalten, wo sie wollen, aber nicht bei uns! Damit Sie es wissen,“ wandte sie sich an den Assistenzarzt, „der Herr Pfarrer war hier und hat uns über Sie aufgeklärt. Sie wollen ein Arzt sein? Pfuil Sie sind ein Volksverhetzer, ein Volksverderber! Ich würde mich schämen, zu Ihnen in die Sprechstunde zu gehen! Aber Ihnen wird auch noch die Meinung beigestoßen werden.“

Sie suchte nach irgendeinem Schimpfwort, es fiel ihr anscheinend nicht schnell genug eins ein.

Der Wirt war ganz erschrocken und sagte wütend: „Sei doch ruhig, du dumme Gans! Was hast du hier dazwischen zu quatschen? Mach, daß du an den Schanktisch zurückkommst!“

Die Wirtin ging verärgert und widerwillig. Wolters sagte, genügend aufgeklärt: „Der Herr Pfarrer war also bei Ihnen? Er hat Sie wegen der Ausstellung besucht? Das ist interessant! Und Sie tun ihm nun den Gefallen und legen uns einen Stein in den Weg? Sehr anständig ist das von Ihnen nicht. Was halten Sie davon, wenn wir nun die Arbeiter auffordern, Ihr Lokal wird doch nur von Arbeitern besucht, nicht mehr zu Ihnen zu gehen?“

„Das habe ich mir schon selbst überlegt,“ sagte der Wirt bedrückt, „aber was soll ich machen? Ich stecke in einer Zwickmühle. Tue ich Ihnen den Gefallen, droht der Pfarrer mit dem Boykott der christlichen Arbeiter. Der Einfluß des Pfarrers ist hier vor derhand noch größer als der Ihrige!“

„Für Sie ist das also ein reines Geschäft? Daß den Frauen aus ihrer Not geholfen wird, die soziale Funktion dieser Ausstellung bedeutet Ihnen gar nichts?“

„Ich bin Wirt. Davon lebe ich. Es kann kein Mensch von mir verlangen, daß ich meine Existenz aufs Spiel setze. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht entgegenkommen kann. Wenn Sie klagen wollen, bitte schön. Viel Zweck hat das nicht für Sie. Ich will Sie nicht bluffen. Ich sage Ihnen das nur, damit Sie Ihr Geld sparen. Den Prozeß verlieren Sie nämlich totsicher. Ich sage einfach am Gericht aus, daß ich über den Zweck der Ausstellung absichtlich nicht von Ihnen informiert worden bin!“

Wolter sah ein, daß er bei dem Wirt nichts mehr ausrichten konnte. Der Pfarrer hatte ihn zu gut eingewickelt.

Es war schwierig, in der Kürze der Zeit ein anderes geeignetes Lokal zu finden. Die in Frage kommenden Wirte hatten ihre Säle sämtlich schon für Veranstaltungen oder Tanzvergünstigungen abgegeben, die sich nicht mehr verlegen ließen. Schließlich gelang es dem

Ausschuß, ein leeres Ladenlokal in der Vorstadt aufzutreiben. Das Haus, indem es sich befand, stand kurz vor dem Abbruch, wegen einer Straßenerweiterung. Das Lokal hatte zwei Räume, einen großen vorn und einen kleineren dahinter. Wegen des mangelhaften Raumes konnte nur das Notwendigste ausgestellt werden.

Wolter nahm für die Zeit der Ausstellung seine Ferien, um durchgehend die Sexualberatung abhalten zu können. Winter, der erwerbslos war, wollte die Führungen und die allgemeine Aufsicht übernehmen. Bei der Eröffnung der Ausstellung war Kriminalpolizei da, die verschiedene Aufklärungsbroschüren und Plakate beschlagnahmte.

Der Besuch am ersten Tag ließ zu wünschen übrig. Es regnete und die Ausstellung war noch nicht bekannt. Der Besuch steigerte sich in den nächsten Tagen. Die Arbeiterpresse brachte Berichte und Hinweise. Aber zufriedenstellend war der Besuch noch immer nicht. Die Besucher, fast nur Frauen, abgehärmte, verarbeitete Arbeiterfrauen, benahmen sich schüchtern und sichtlich befangen. Die Beratungsstelle, die in dem kleinen Hinterraum stattfand, wurde von ihnen kaum besucht. Eine lächerliche Scham hielt die Frauen zurück.

Am Sonntag nachmittag war plötzlich Massenbesuch. Aber viele Besucher sahen eher nach Feinden als Freunden einer sexuellen Aufklärung auf. Das Lokal konnte längst nicht alle Besucher fassen. Die Leute stellten sich auf der Straße in einer langen Reihe an. Es bildeten sich dabei kleine Gruppen, die lebhaft diskutieren.

Gegen Abend begann eine Frau plötzlich in der Ausstellung laut zu schimpfen. „Sie wundere sich,“ rief sie, „daß noch kein Blitzschlag vom Himmel die Sündenausstellung getroffen habe.“

Winter ließ sich mit ihr in eine Diskussion ein. Es stellte sich dabei heraus, daß in den katholischen Kirchen am Morgen von der Kanzel herunter gegen die Ausstellung gewettert worden war.

In der Nacht auf Montag wurde die Fensterscheibe des Lokals eingeschlagen. Die Häuserfront war mit nationalsozialistischen Plakaten von oben bis unten beklebt.

Die zerschlagene Fensterscheibe war ein bitterer Schaden. Bei dem niedriggehaltenen Eintrittspreis drohte die Ausstellung sowieso ein Defizit zu ergeben. Der Aktionsausschuß beschloß für den Rest der Ausstellung eine Wache zu stellen.

Winter übernahm die Wachenregelung. Er selbst wollte jede Nacht da sein.

Wie richtig diese Vorsichtsmaßregel war, bewies sich schon in der nächsten Nacht. Gegen ein Uhr sammelten sich vor dem Lokal eine Menge Burschen an, rüttelten an der Türe und versuchten die Holzverschalung, mit der das zerschlagene Fenster geschützt worden war, abzureißen. Winter knipste Licht an. Die Burschen liefen weg.

Am nächsten Morgen forderte der Assistenzarzt energisch polizeilichen Schutz an.

Aber in den folgenden Nächten ereignete sich nichts Verdächtiges. Der tägliche Besuch hatte sich etwas gehoben, blieb aber immer noch hinter den Erwartungen zurück. Das Lokal lag zu weit in der Vorstadt. Die Arbeiter und Arbeiterfrauen mußten zu weit laufen oder mit der Straßenbahn fahren. Das verteuerte den Besuch und hielt davon ab.

In der Nacht zum Samstag waren die nächtlichen Besucher wieder da. Sie sammelten sich diesmal unter einer Laterne, die ungefähr hundert Schritte vom Ausstellungslokal entfernt eine Straßenecke beleuchtete.

Winter schickte den Genossen, der bei ihm war, vorsichtig heraus, er ahnte, daß es diesmal schlimmer kommen würde. Der Genosse sollte Hilfe holen, oder die Polizei benachrichtigen. Er schlich an der Häuserwand entlang, in entgegengesetzter Richtung der Laterne. Er kam bis zur nächsten Straßenecke. Dort wurde er von zwei Burschen überfallen. Sie schlugen mit Hampelmännern auf ihn los. Er war im ersten Augenblick wie erstarrt vor Ueberraschung und dachte nicht daran, sich zu wehren. Dann trat er einem Burschen vor den Bauch und lief fort. Der andere piff und setzte ihm nach. Von dem Trupp unter der Laterne löste sich eine kleine Gruppe und raste die Straße herunter. Sie bog in eine Querstraße ein, um Winters Genossen den Weg abzuschneiden. Der große Trupp kam darauf sofort auf das Lokal losmarschiert. Es waren alles junge Burschen, die von einem älteren Mann mit Kommißmanieren kommandiert wurden. Winter knipste wieder das Licht an. Die Burschen johlten. Auf ein Kommando warfen sie Pflastersteine gegen die Bretterverschalung und die Tür. Es splitterte und klirrte. Winter knipste das Licht wieder aus.

An der Tür waren die Scheiben und das dahinterbefindliche gußeiserne Gitterwerk zerschlagen. Die Bretterverschalung hatte Stand gehalten. Der Anführer kommandierte draußen: „Hau ruck!“ Es flog wieder eine Ladung gegen Tür und Fenster. Einige Bretter in der Verschalung waren zersplittert und wurden von draußen abgerissen. Durch die Tür waren zwei Steine geflogen. Winter hob sie vorsichtig auf. Er mußte sich gegen draußen decken, weil nun fortwährend und ohne Kommando geworfen wurde.

Er warf zurück. Darauf waren die draußen nicht gefaßt gewesen. Sie stieben auseinander, aber nicht schnell genug. Einer schrie auf und fiel um. Er war gegen die Brust getroffen. Der Anführer hob ihn schnell auf. Winter warf noch einmal, aber diesmal ohne Erfolg. Die Angreifer waren schon zu weit entlernt.

Ihr Anführer fluchte wie ein Feldweibel auf sie. „Schlappschwänze!“ schrie er. „Da sind doch nur halbverhungerte Erwerbslose drin! Mit denen werdet ihr nicht fertig?“

Die Burschen kamen wieder näher herbei, hoben vorsichtig die Steine auf und warfen. Winter warf jeden Stein, der durchschlug, zurück, um die Burschen davon abzuhalten, in das Fenster zu klettern. Die Bretterverschalung zersplitterte immer mehr. Die Tür war beinahe völlig zertrümmert.

Ein scharfes Kommando: „Sturmkolonnen vor!“

Eine Gruppe von sechs bis sieben Mann, Totschläger und kurze Knüttel in den Händen, lief gegen das Fenster an. Winter warf alle ergreifbaren Gegenstände gegen sie, aber einem gelang es doch, in das Fenster zu klettern. Winter riß eine Regallatte ab und schlug auf den Eindringling los. Der Bursche schrie auf, deckte mit einem Arm seinen Kopf, griff mit der anderen Hand in die Tasche und hob sie gegen Winter. Der warf sich geistesgegenwärtig auf den Boden. Ueber ihn hinweg krachte ein Schuß.

In der Aufregung konnte Winter nicht feststellen, ob es sich um eine Schreckschußpistole oder Kugelwaffe handelte. Der Bursche benützte den Augenblick und stieg wieder aus dem Fenster hinaus.

„Blödsinniger Kaffer!“ brüllte ihn draußen der Anführer an. „Du willst uns wohl mit deinem Geknalle die Proleten, die hier wohnen, auf den Hals hetzen? In drei Minuten müssen wir jetzt fertig sein!“ wandte er sich zu den anderen. „Bevor die Polizei kommt!“

Wieder erfolgte das Kommando „Sturmkolonnen vor!“

Eine zweite Gruppe lief gegen das Fenster und die Tür gleichzeitig an. Sie kam glatt durch. Die Tür wurde von ihnen aus den Angeln gehoben und fiel polternd in das Lokal hinein.

Winter zog sich in die Hinterkammer zurück, die er mit Stühlen und einem Schrank verbarrikadierte. Im Dunkeln konnten ihm die Eindringlinge nicht schnell genug folgen. Sie stießen, da sie die Oertlichkeit nicht kannten, gegen die Regale und stolpterten über die hereingeworfenen Steine.

Der Anführer leuchtete mit einer Taschenlampe herein. „Wo sind denn die verfluchten Dreckproleten?“ fragte er.

Die Ausstellung wurde von den Eindringlingen ganz zerschlagen.

*

Durch den Lärm waren die Anwohner aufgewacht. Fenster wurden hell, Köpfe sahen heraus und Fragen wurden gestellt.

„Was ist denn los?“

„Die Ausstellung wird gestürmt!“

„Wie gestürmt?“

„Sehen Sie doch selbst hin!“

„Verflucht noch mal,“ schreit eine tiefe Männerstimme. „das sind wieder diese verdammten Nazis!“

Eine gellende Frauenstimme überschrie die Männerstimme: „August, du gehst mir nicht. Die haben Revolver bei sich. Vorhin ist geschossen worden! Denk' an die Kinder!“

Die Männerstimme sagte: „Quatsch nicht. Laß mich los oder ich kleb' dir eine Meinst du, ich seh zu, wie die da Genossen totschlagen!“

Ein Mann, nur mit einer Hose bekleidet und einem Hemd, auf bloßen Füßen, stürzte aus einem Haus auf die Straße. Eine Kohlen-schaufel hielt er in der Hand. Sein Beispiel machte sichtlich Mut.

Es kamen noch mehr Männer heraus mit Stöcken und Besenstielen in den Fäusten.

Der Mann, der zuerst auf die Straße gekommen war, sagte mit überschnappender Stimme: „Kollegen, diese Kapitalistenschweine werden immer frecher. Jetzt stürmen sie schon des Nachts unsere Häuser. Wenn die Polizei uns nicht vor ihnen schützt, müssen wir uns selbst schützen!“

Er ging auf die Nazis zu. Die anderen folgten ihm in kurzem Abstand. Ein paar Frauen waren auch auf die Straße gekommen und gingen mit.

Die Burschen stutzten und wichen vor den Männern zurück. Ihr Führer piff auf einer Signalpfeife. Sofort kamen die, die in der Ausstellung wüteten, herausgelaufen und formierten sich hinter ihrem Führer. Der schrie den Arbeitern entgegen: „Wer noch näher kommt, knall' ich über den Haufen!“ Er zog eine Pistole aus der Tasche.

Die Arbeiter gingen erschrocken einige Schritte zurück. Nur der mit der Kohlschaufel blieb stehen. Die Burschen hinter dem Anführer lachten und bekamen wieder Mut. Zwei, drei Steine flogen erneut in die Ausstellung.

„Na, du altes Marxistenschwein,“ sagte ihr Anführer spöttisch zu dem stehengebliebenen Arbeiter und ging näher an ihn heran, „dir muß ich wohl ein paar Extrabeine machen, wie?“

Der Arbeiter duckte sich. Er zog seinen Kopf in die Schultern ein. Man sah, wie sich seine Muskeln anspannten. Der Nazi zögerte, als er sah, daß der Arbeiter keine Furcht vor der Pistole hatte.

Der Arbeiter sagte lauernd: „Das ist ja eine Schreckschußpistole!“ und sprang ganz plötzlich auf den Nazi zu. Er schlug die Hand, die die Pistole hielt, in die Luft. Aber der Schuß krachte früher. In der Gruppe der Arbeiter schrie jemand auf.

„Du Hund,“ sagte der Arbeiter wütend und rang den Nazi zu Boden.

Die anderen Nazis waren vollkommen überrascht und ratlos. Sie sahen untätig dem Ringkampf zu.

Winter, durch die Stille hervorgelockt, erschien in der Tür der Ausstellung, vorsichtig Ausschau haltend. Als er die Ringenden und die Arbeiter bemerkte, ergriff er ein Brett der zersplitterten Fensterverschalung und schlug auf die verdutzten Nazis ein. Die anderen Arbeiter griffen darauf auch an. Ein Teil der Nazis floh Hals über Kopf. Mit den anderen entstand eine wilde Schlägerei.

Schupo kam im Eilschritt die Straße heruntergelaufen. Bei den Kämpfenden angekommen, schlug sie rücksichtslos auf die Arbeiter ein. Winter bekam einen Hieb quer über den Kopf und sackte mit einem Seufzer zusammen.

„Jawohl, mein Freundchen,“ sagte der Schupo, der ihn geschlagen hatte, „wir können es noch besser!“ Aber der Arbeiter Winter hörte das nicht mehr; er war schon besinnungslos.

Die Kämpfenden waren getrennt.

„Wer hat geschossen!“ schrie der Schupooffizier die Arbeiter an.

Der Naziführer, der aus der Nase blutete, sagte: „Aus der Ausstellung ist auf uns geschossen worden. Wir haben uns daraufhin natürlich gewehrt!“

Der Arbeiter Winter war noch besinnungslos und konnte gegen die Entstellung nicht protestieren.

„Das ist ja Quatsch, was der erzählt,“ sagte der Arbeiter, der mit dem Naziführer gerungen hatte, „die haben die Ausstellung systematisch gestürmt, und geschossen hat er selber!“

Der getroffene Arbeiter trat vor. Er hatte einen Armschuß. Die Wunde blutete stark. Ein Schupo verband sie notdürftig.

„Wo ist die Schußwaffe?“ herrschte der Offizier.

Der Nazi hatte sie nicht mehr. Mit Taschenlaternen suchten einige Schupobeamte die Straße ab. Die Pistole wurde gefunden. Es war eine kleine Waltherpistole. Auf der Straße wurden auch Hampelmänner, kurze, mit Blei gefüllte Gummischläuche gefunden und Schlagringe. Eine Leibesvisitation der Nazis war daraufhin ergebnislos. Den Arbeitern wurden die Stöcke fortgenommen. „Alles zur Wache!“ befahl der Schupoführer.

Die Arbeiter mußten mitgehen, wie sie waren, nur mit Hosen bekleidet, teilweise ohne Schuhe. Auch der Angeschossene und Winter, der mählich zur Besinnung kam, mußten mit. Winters Kopf schmerzte furchtbar. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen.

*

Am Morgen fanden Arbeiter, die zu ihrer Arbeitsstelle gingen, Winters Genossen schwerverletzt auf der Straße liegen. Die Schädeldecke war ihm eingeschlagen worden. Die Polizei hatte er nicht benachrichtigen können. Sie war aber benachrichtigt worden!?

Die Ausstellung war vollkommen zerstört und konnte nicht weiter abgehalten werden. In klecksiger Schrift, mit roter Farbe, hatten die Nazis an die Hauswand geschrieben: „Tod dem Marxismus!“

XII.

Maria lernt den Arbeiter Müller kennen

Erich wollte Maria sprechen. Er hatte ihr einen Brief geschrieben. Seit dem Abend, an dem sie zusammen getanzt hatten, hatte er sich nicht mehr um sie gekümmert. Und eigentlich war alles seinetwegen geschehen.

Er konnte sie nicht heiraten. Er verdiente zu wenig. Er war Schreiber im Eisenwerk. Vor den nächsten fünf Jahren würde sich sein Gehalt nicht erhöhen. Wenn ihr Gehalt hinzugekommen wäre.

hätten sie leben können. Aber daran wagte sie nicht zu denken. Mayer hätte sie glatt auf die Straße geschmissen. Er brauchte ihr nicht einmal den Urlaub zu bewilligen, für die im Mutterschutzgesetz vorgesehene Schonfrist.

In Dresden war so ein Fall passiert. Sechs Wochen vor der Entbindung meldete eine ledige Verkäuferin ihrem Chef das bevorstehende Ereignis an. Der Chef entließ sie sofort. Die Verkäuferin klagte beim Arbeitsgericht. Ihre Klage wurde abgewiesen. Das Arbeitsgericht legte fest: die Verkäuferin hätte bei der Vollziehung des Geschlechtsverkehrs damit rechnen müssen, daß sie schwanger und durch die damit verbundenen häufigen Folgen zur Leistung ihrer Dienste als Verkäuferin unfähig werden konnte. Sie habe also, ohne Rücksicht darauf, ob ihr der Geschlechtsverkehr als solcher zur Schuld anzurechnen sei, ihre Dienstunfähigkeit mindestens unter dem Gesichtspunkt der Fahrlässigkeit vertreten und könne sich auf die Schutzbestimmungen ebensowenig berufen, wie beispielsweise derjenige, der sich im Zweikampf oder durch eine besonders waghalsige Sportausübung leichtsinnig Gefahren aussetzt und Dienstunfähigkeit zuzieht!

Maria war dann zu Dr. Axtmacher gegangen. Sie sagte, ihre Blutungen seien ausgeblieben. Es müsse eine krankhafte Störung sein! Er sah sie von unten bis oben an. Er saß am Schreibtisch und trug den Krankenschein ein, den Maria gebracht hatte. Unfreundlich sagte er: „Wohl schwanger, was? Ziehen Sie sich mal aus!“

Nach der Untersuchung sagte er: „Mache ich nicht. Ziehen Sie sich wieder an. Womöglich auch noch auf Krankenschein, wie? Sie können ganz gut ein Kind kriegen; Sie sind vollkommen gesund, Lunge, Herz, alles in Ordnung und in dem Alter, wo Frauen Mütter werden sollen. Sagen Sie dem jungen Mann, der Ihnen das gemacht hat, er soll Sie heiraten oder Sie würden ihn auf Alimente verklagen. Dann wird er sich nicht erst lange besinnen. Wiedersehen. Bitte der Nächste!“ rief er durch die Tür in das Wartezimmer hinein.

Danach hatte sie keinen Mut mehr gehabt, einen anderen Arzt aufzusuchen.

Erich brachte an einem Abend die Zeitung mit dem Inserat vom Massagesalon der Martin mit. „Die Welt wird das ja wohl nicht kosten,“ meinte er. „Gehe auf alle Fälle einmal hin!“

Sie war hingegangen und dann hatte sie der Kohlenhändler besucht. Mit dem machte sie alles weitere ab.

Es wäre auch alles gut gegangen, wenn es nicht im Büro gekommen wäre und die Dörning es gemerkt hätte. Das Fieber, wegen dem sie ins Krankenhaus mußte, kam später.

Erich hatte sich dann schofel benommen. Im Krankenhaus besuchte er sie nur zweimal und im Untersuchungsgefängnis überhaupt nicht. An das alles mußte sie wieder denken, als sie sich auf dem Wege zu ihm befand.

Er wartete schon. Nach einer bedrückten Begrüßung sagte er: „Was soll ich langes Gessums machen. Du mußt einsehen, daß nach dem, was vorgefallen ist, wir Schluß machen müssen!“

Es tat ihr einen Stich durchs Herz. Im Geheimen hatte sie das und ähnliche befürchtet, aber jetzt, wo die Tatsache vorlag, fühlte sie deutlich, wie schwer es zu ertragen war, wie ein ausgedienter Handschuh in die Ecke gefeuert zu werden.

„Ich hoffe, daß du das einsiehst,“ redete er weiter. „Du warst ja immer verhältnismäßig vernünftiger als andere Mädchen; du mußt das schon einsehen, daß es so richtiger ist! Nicht wahr, du siehst das auch diesmal ein!“ redete er eindringlicher auf sie ein, weil sie nichts erwiderte.

Sie sagte: „Das alles ist ja nicht nur um mich geschehen. Ich hätte zum Beispiel im Prozeß angeben können, daß du mir zwanzig Mark für die Martin gegeben hast. Du besinnst dich doch? Die Martin, das ist die Frau, die es bei mir weggemacht hat!“

„Bitte,“ antwortete er getroffen, „zunächst handelte es sich doch wohl um dich. Es war nichts mehr als anständig, daß du mir aus meiner Gutmütigkeit dann keinen Strick gedreht hast. Er besann sich kurz. „Meinetwegen auch meinen verbindlichsten Dank für dein Verhalten. Ich will durchaus eingestehen, daß du mir dadurch einen Haufen Unannehmlichkeiten erspart hast, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ich fest entschlossen bin, unser Verhältnis aufzuheben. Von einer engeren Verbindung kann nie mehr die Rede sein. Du mußt das einsehen!“ sagte er noch einmal. Er besann sich wieder und Maria hatte den Eindruck, daß er das, was er ihr sagte, vorher auswendig gelernt hatte.

Maria hatte ihre letzte Hoffnung auf Erich gesetzt. Sie sah nun keinen Ausweg mehr für sich. Seit zwei Wochen, seit dem Tag ihrer Haftentlassung, suchte sie nach Arbeit. Es gab keine Arbeit. Stempeln konnte sie nicht, weil sie über drei Monate in Untersuchungshaft gewesen war. Mayer hatte sie sofort entlassen. Die Wohlfahrt lehnte Hilfe ab, weil sie zu Hause wohnte und der Vater arbeitete. Auf den Arbeitsnachweisämtern zeigte man ihr Stöße von Vormerkungen. Hunderte Mädchen warteten wie sie auf Arbeit. Und wenn man sich näher nach ihr erkundigte, kam die Untersuchungshaft und die Sache mit der Döring heraus. Dann hatte man Angst vor ihr und sie konnte wieder gehen. Plötzlich bekam sie einen Schwächeanfall. Um nicht auf die Straße zu fallen, mußte sie sich an die Litfaßsäule lehnen, vor der sie sich getroffen hatten.

Erich bemerkte ihren Zustand gar nicht. Er redete unaufhörlich weiter.

„Num geh doch schon! Geh doch!“ schrie sie ihn hysterisch an. „Warum bist du denn noch nicht weg? Du verschwendest ja deine kostbare Zeit an eine . . . eine . . .“ Das Wort wollte nicht über die Lippen „. . . an eine Mörderin!“ schrie sie dann doch. „Das bin ich doch in deinen Augen. Aber du bist daran schuld. Davon kommst du nicht weg!“

Er wollte sie beruhigen. Ihr lauter Gefühlsausbruch war ihm sichtlich unangenehm. Er sah sich vorsichtig um. Er faßte sie unter und zog sie weiter. „Schrei doch nicht so!“ sagte er hastig. „Gehen wir in ein Lokal, Kaffee oder Bier trinken, was du willst; nur sei hier auf der Straße ruhig!“

In der Absicht, ihn tief zu beleidigen, antwortete sie: „Spar' deine paar Pfennige für andere auf. Ich denke, zwischen uns ist alles aus. Du hast es vorhin doch selbst gesagt!“

Er erwiderte ganz ernsthaft: „So schlecht darfst du nicht von mir denken. Ich habe sogar die Absicht, dir Geld zu geben. Ich denke mir, daß du jetzt Geld nötig gebrauchen kannst. Nimm!“ Er hielt ihr einen Zehnmarkschein hin.

Zwei Prostituierte, die einige Meter von ihnen vor einem Bierlokal standen, kamen eilig näher.

„Da ist schon wieder so eine Gelegenheitsnutte, die ihr Mauerblümchen anbietet. Arbeit kriegen sie nicht mehr, dann kommen sie und machen uns Schmutzkonzurrenz. Hau nur ab, du fieser Möppel, sonst mache ich dir Beine, daß du meinst, du wärst ein Mercedes Benz!“ sagte die eine wütend. Sie ging drohend auf Maria zu, die erschreckt fortlief.

Die andere versuchte, sich bei Erich einzuhaken und ihn wegzuziehen. „Das ist doch eine Pastorentochter. Die versteht ja nichts. Laß' sie laufen. Komm, wir machen einen Zug!“

Erich riß sich los und lief hinter Maria her. Die Prostituierten gingen schimpfend nach dem Lokal zurück.

Als er Maria eingeholt hatte, sagte er: „Jetzt fallen einen diese Weiber schon am hellen Tag auf der Straße an.“

„Du kannst mich ruhig allein lassen. Ich will dir dein Vergnügen nicht stören!“ antwortete sie heftig.

„Das ist doch Quatsch, was du da redest. Dann würde ich zu denen gehen!“

„Aber bitte,“ erwiderte sie gereizt, „von mir bekommst du diese Gelegenheit auch nicht mehr!“

„Aber so verstehe doch endlich! Sei doch vernünftig! Wenn nicht die Sache mit der Dörring passiert wäre . . .!“

„Ich bin vernünftig!“ fiel sie ihm ins Wort. „Du darfst beruhigt gehen. Ich mache dir keine Schwierigkeiten. Das ist mir zu schmutzig!“

„Nun ja, schön!“ sagte er. „Ich wäre gerne in Frieden mit dir auseinandergegangen.“

Sie lachte bitter auf. In Frieden? Nach dem allem, was zwischen ihnen vorgefallen war? Nach seinem gemeinen, brutalen Verhalten? „Möglichst noch mit Abschiedskuß, was?“ sagte sie höhnend.

Er erwiderte nichts, schritt wortlos neben ihr her. Sie blieb stehen, sah ihn an und sagte: „Nun gehe um Himmelswillen oder ich weiß nicht, was passiert!“

Er drehte sich um und ging. Im nächsten Augenblick hätte sie ihm ins Gesicht geschlagen.

Sie lief ziellos durch die Straßen. Die Laternen und die Lichtreklamen flammten auf. Menschen liefen an ihr vorbei, die freudig gestimmt waren. Ueber den Lichtkanälen der Straßen schimmerten im blauen Abendhimmel Sterne.

Maria stand in diesem Abend und wußte nicht wohin. Nach Hause gehen, wo sie stumpf um den Küchentisch saßen. Wenn sie Geld hätte, würde sie in ein Kino gehen.

Sie wurde von hinten angesprochen. Sie drehte sich um. Zwei Arbeiter standen vor ihr. Der eine kam ihr bekannt vor. Er stutzte auch.

„Mein Gott,“ sagte er, „Sie sind doch Fräulein Schwarzkopf? Sie haben doch meine Frau im Krankenhaus gepflegt und in meinem Prozeß ausgesagt? Ich wollte Ihnen schon immer mal danken. Aber damals waren Sie in Untersuchungshaft. Sind Sie wieder raus?“ Müller war erfreut.

„Ich bin da wohl überflüssig,“ sagte sein Begleiter. „Alte Bekannte. Na, auf Wiedersehen, August und viel Vergnügen!“ Er ging fort.

„Du kannst ruhig bleiben, Fritz!“ rief Müller hinter ihm her.

„Nee, laß man, August, bin kein Spaßverderber, mach's gut!“ rief der andere zurück.

Müller stand da und war mit einem Male verlegen. Er wußte nichts mehr zu sagen. Endlich fragte er: „Darf ich Sie vielleicht zu einem Glas Bier einladen, Fräulein Schwarzkopf?“

Maria schwankte zwischen Zu- und Absage. Aber was sollte sie an dem Abend sonst anfangen? Ihr war zum Heulen zu Mute wegen Erich und sie war froh, daß sie die Armut zu Hause nicht so bald zu sehen bekam.

„Dann müssen Sie mir alles erzählen,“ drängte Müller, „wie Sie rausgekommen sind und so weiter. Ich habe gar nichts davon in der Zeitung gelesen.“

Sie sagte: „Wenn ich Sie nicht aufhalte, gehe ich gerne mit!“

Sie gingen in ein Lokal. Es war schlecht besucht. Eine Jazzkapelle spielte.

Maria erzählte von ihrem Prozeß. Es erleichterte sie, es tat ihr wohl, daß sie jemand von sich erzählen konnte. Sie war Müller dankbar dafür, daß er still zuhörte. Zuletzt erzählte sie auch von ihrer Zusammenkunft mit Erich, um Müller eine Erklärung zu geben, warum sie in dieser Gegend war.

Müller sprach dann von sich.

„Sie müssen auch nicht schlecht von mir denken, Fräulein Schwarzkopf. Ich bin alles andere als leichtsinnig. Ich hoffe, Sie werden das verstehen. Ich habe vier Kinder. Ich muß für sie aufkommen und ich komme auch für sie auf, solange ich das kann. Aber

meine Frau ist jetzt schon beinahe fünf Monate tot. Ich kann das einfach nicht mehr aushalten, so ohne Frau! Das ist schrecklich! Man kann nahezu zum Schänder an seinen eigenen Kindern werden!"

Er wurde von einer Art Zittern gepackt, schlug beide Hände vors Gesicht, stützte den Kopf hinein und stöhnte. Maria war erschrocken. Dem Arbeiter Müller war aber nichts weiter. Er hatte nur an etwas gedacht. Mit grauenhafter Deutlichkeit baute es sich wieder vor ihm auf.

Er war zum Abort gegangen. Es war schon spät am Abend gewesen. Als er herunterkam, stand die Fischersche draußen. Sie war im Unterrock und ohne Bluse. Sie hatte nur ein Tuch übergeworfen. Sie fragte: „Nun, die Kinder schon zu Bett? Sie haben jetzt auch ihr Krabbeln. Sie müssen sehen, daß Sie wieder eine Frau kriegen, Müller. So verkommt Ihnen ja der ganze Haushalt.“ Das Tuch war ihr von einer Schulter gerutscht und er konnte eine ihrer schweren Brüste sehen. Der Anblick machte ihn ganz verrückt. Er mußte sich zusammenreißen, um nicht auf die Frau zu stürzen. Das Blut hämmerte in ihm. Im Kopf drehte sich alles. Er sah durch einen roten Schieier. Er konnte sich nicht anders retten, als daß er wie toll die Treppe hinauf in seine Wohnung rannte.

Im Schlafzimmer waren die Kinder unruhig. Sie sprachen. „Ich sag es dem Vater!“ hörte er den Jungen sagen.

Er ging hinein und fragte barsch: „Was ist hier wieder los? Was willst du sagen?“

Die Kinder waren ganz erschrocken.

„Na, fix, was willst du sagen?“

Anna, die älteste, steckte den Kopf unter die Decke. Der Junge wand sich und wollte nicht mit der Sprache heraus. Müller sagte ärgerlich: „Wenn du jetzt nicht den Mund aufmachst, dann setzt es was ab!“

Der Junge antwortete ängstlich: „Ich sag' es ja schon. Der Anna kommt Blut aus dem Bauch!“

„Blut aus dem Bauch?“ Er zog die Bettdecke von Anna zurück. Das Bettuch war blutig.

„Ich kann nichts dafür,“ weinte Anna. „Ich habe nichts gemacht. Ich hatte immer so Rückenschmerzen!“

Sie lag bis zu der Brust, auf der sich schon Brüste bildeten, nackt. Das Hemd hatte sie hochgezogen, damit es nicht auch blutig wurde. Er verlor jede Ueberlegung vor Gier, faßte ihre dünnen Schenkel, drückte sie, zerzte mit den Zähnen das Hemd noch höher.

Anna schrie: „Papa, du tust mir ja weh! Laß doch los! Ich kann doch nichts dafür!“ Aber er war ganz verrückt. Drückte fester. Die anderen Kinder schrien auch.

Es klopfte an die Küchentüre. Die Fischersche rief draußen: „Was ist denn mit den Kindern bei Ihnen los?“ Er sprang hoch, warf die Bettdecke über Anna und flich aus dem Schlafzimmer, das er verschloß, in die Küche.

„Nichts ist los! Kümmern Sie sich um ihre eigenen Kinder!“ schrie er. Er warf sich auf das Sofa und onanierte.

„Nun werden Sie nicht kiewig,“ hörte er die Fischersche sagen. „Seien Sie man ganz froh, daß sich noch jemand um ihre Kinder kümmert!“ Sie schlürfte über den Flur in ihre Wohnung.

Später ging Müller wieder in das Schlafzimmer zu den Kindern hinein. Sie waren noch immer wach, ganz zusammengekrochen lagen sie. Anna schluchzte: „Ich kann doch gar nichts dafür. Es ist ganz von selbst gekommen!“ Er tröstete sie, sagte: „Das ist gar nicht schlimm. Ich war vorhin nur so ärgerlich, weil du das Bett schmutzig gemacht hast. Du mußt besser aufpassen das nächste Mal.“

„Ich weiß doch gar nicht, was das ist!“ weinte sie noch immer. Wie sollte er es ihr sagen? Es fehlte die Frau! Es fehlte die Mutter! „Das kommt jetzt jeden Monat,“ sagte er. „Dann muß du aufpassen! Das kriegen alle Mädchen, wenn sie so alt sind wie du!“

Er ging zum Wäscheschrank und suchte Binden heraus und gab sie Anna. „Die mußt du umtun. Geh in die Küche und tue sie um.“ Anna kletterte vorsichtig aus dem Bett und ging hinaus. „Daß du niemand etwas davon sagst!“ drohte er dem Jungen.

„Ist sie krank?“ fragte er ängstlich.

„Sie ist nicht krank, schlaf jetzt!“ Dann zog er die blutigen Tücher ab und legte neue auf. Anna blieb solange in der Küche. Er schickte sie ins Bett. Sie schämten sich voreinander und sahen sich nicht an.

„Warum heiraten Sie denn nicht?“ fragte Maria. „Frauen gibt es doch genug!“

„Das wohl. Aber ich möchte den Kindern keine Stiefmutter geben und ich möchte auch keine Kinder mehr dazu haben!“

„Das ist ja auch nicht nötig,“ sagte sie. Aber sie glaubte selbst nicht daran, daß das möglich sei. Würde eine Frau, wenn sie stündlich die Kinder einer anderen vor Augen hätte, auf ein eigenes verzichten wollen? „So ist es doch auch nichts für Sie. Vielleicht werden Sie auch noch angesteckt!“

Müller zuckte die Schultern. „Ich bin das ja nicht alleine. Sie haben vorhin meinen Freund gesehen. Der geht, obwohl er eine Frau zu Hause hat!“

„Hat er keine glückliche Ehe?“

„Gott, wer hat die in unseren Verhältnissen? Seine Frau schläft nicht mehr mit ihm, weil sie Angst hat, sie könnte noch ein Kind bekommen. Vier hat sie und glaube ich, vier oder sogar fünf Fehlgeburten hinter sich. Sie ist jetzt am Ende und macht nicht mehr mit. Sie hat irgendeine gefährliche Unterleibsgeschichte zurückbehalten!“

„Weiß sie denn daß er . . .?“ fragte Maria.

„Ja, er hat es ihr gesagt. Sie hat erst geheult. Später hat sie es eingesehen. Wir zwei gehen jetzt immer zusammen! Er hat mich mal mitgenommen! Ihm bleibt ja auch nichts anderes übrig. Zu heilen ist bei ihr nichts oder es ist zu teuer; ich weiß nicht genau. Dann hat sie auch Angst, zum Arzt zu gehen.“

„Wenn Sie nicht heiraten wollen, warum nehmen Sie dann keine Haushälterin? So verkommt Ihnen doch der Haushalt!“

„Bei meinem Verdienst eine Haushälterin? Das reicht ja nicht einmal für mich und die Kinder, was ich bekomme!“

„Wie machen Sie das denn jetzt?“

„Die Anna muß kochen, obwohl sie erst zwölf geworden ist. Sie kann es aber schon ganz gut. Die Frauen haben es ihr gezeigt. Die helfen auch mitunter. Zweimal im Monat kommt die Fürsorgerin, die in meinem Prozeß Schöffin war. Es geht dann eben so. Leid tut es mir ja um die Anna, die hat nichts von ihrer Jugend.“

Sie wußten nun beide nichts mehr zu sagen. Ihr Gesprächsstoff war ausgeschöpft. Es war auch schon spät geworden. Maria sagte: „Ich muß jetzt nach Hause gehen. Sicher habe ich Sie aufgehalten und Ihr Freund wird recht böse auf mich sein!“

„Durchaus nicht. Und was meinen Freund betrifft, so nimmt der mir so leicht nichts krumm. Das ist ein ganz anständiger Kerl. Darf ich Sie jetzt auch nach Hause bringen?“

„Wenn Sie durchaus wollen und nichts anderes mehr vorhaben; ich habe nichts dagegen!“

„Ich habe wirklich nichts mehr vor und ich bringe Sie gerne nach Hause!“

Es war später Abend geworden. Die Lichtreklame der Warenhäuser war erloschen. Nur die Fronten der Vergnügungslokale leuchteten noch in ungeminderter Stärke. Die Straßen waren menschenleer, die Bettler nach Hause gegangen. Die Prostituierten beherrschten die Straßen und kämten die Betrunknen herunter.

Müller war schweigsam auf dem Wege. Maria fragte nach alltäglichen Dingen, die er wortkarg beantwortete. Zuletzt schwieg sie auch.

Es stellte sich heraus, daß sie beide in dem gleichen Stadtteil wohnten, nur einige Minuten voneinander entfernt.

Sie kamen zu den ersten Mietskasernen. „Hier wohne ich,“ sagte Maria. „Sie sind ja auch bald zu Hause.“

Es war noch immer warm. Die Herbsttage geben ihre Sonnenwärme bis weit in die Nacht hinein ab.

„Es ist eine schöne Nacht,“ sagte Müller. „In solchen Nächten muß ich immer an Wälder denken. Denken Sie, ich wollte als Junge Förster werden. Ich hatte mal einen auf einem Schulausflug gesehen. Er war ganz braun gebrannt, hatte ein Gewehr an der Schulter hängen und zwei Hunde bei sich, einen großen Jagdhund und einen kleinen Teckel. Aber Förster konnte ich natürlich nicht werden. Ich mußte ins Eisenwerk als Schlosserlehrling. Das war noch Glück; ich hätte ja auch gewöhnlicher Hilfsarbeiter werden können. Heute durch die Rationalisierung ist das allerdings alles gleich geworden, ob man gelernt hat oder nicht. Die paar Handgriffe an seiner Maschine lernt jeder in ein paar Stunden. Im Eisenwerk war es natürlich aus mit dem Wald!“

Maria sagte verträumt: „Und ich wollte immer eine Mutter von vier Kindern werden. Es sollten genau vier sein, zwei Jungen und zwei Mädchen. Und dann war schon eins zuviel!“

„Ja, nach unseren Wünschen wird nicht gefragt. Ueber uns wird nur immer bestimmt!“ sagte er.

„Nur solange, Herr Müller,“ sagte sie, „wie wir uns das gefallen lassen. Aber nun müssen Sie gehen; Sie müssen doch sicher morgen frühzeitig aus dem Bett!“

„Sie wollen mich los sein, Fräulein Schwarzkopf? Ich bin Ihnen sicher zu langweilig,“ erwiderte er vorwurfsvoll.

„Nein,“ antwortete sie erschrocken darüber, daß er verletzt sein könnte, „ich meinte es ganz ernst mit dem Frühaufstehen. Sie fangen doch sicher auch um sechs wie mein Vater an!“

„Nein,“ scherzt er, „ich habe es viel besser, ich fange erst um halb sieben an.“

Sie mußte lachen und war erstaunt darüber. Es war ein ganz frohes Lachen. Wie kann sie nur so lachen, wo ihr das Elend bis an den Hals reicht? „Das ist aber auch noch früh,“ sagte sie. „Da müssen Sie mindestens um sechs aufstehen! Nein, noch früher!“ Sie besann sich. „Sie müssen sich ja auch noch die Butterbrote machen.“

„Die mache ich mir schon am Abend. Aber soviel Arbeit ist das auch nicht. Lange Zeit zum Brotessen gibt es nicht mehr. Aber Sie wollen mich doch los sein!“

„Nein, wirklich nicht. Es hat mir sehr gut gefallen. Wir können aber schließlich nicht die halbe Nacht in der Haustüre stehen.“

Das sah er ein und schlug vor, noch etwas spazieren zu gehen.

Durch die öden Straßen hier? Wenn sein Wald noch hier wäre! Sie ging aber doch mit. Müller schwieg wieder. In den Hausfluren sahen sie Liebespaare, die sich eng aneinander drückten. Sie ließen sich durch die beiden nicht stören.

Sie gingen den Weg wieder zurück. „Da sind wir wieder bei mir angelangt,“ sagte Maria, als sie vor der Türe standen. Sie meinte gehört zu haben, daß er seufzte. „Sagten Sie etwas?“ fragte sie.

„Nein,“ antwortete er, „ich dachte nur.“

„Was dachten Sie denn?“

Er wurde verlegen wie ein Junge, den man bei einer Unart ertappt hat. Er faßte ihre Hand und drückte sie. Sie ließ ihm ihre Hand.

„Ich dachte,“ sagte er, „ich dachte. . . Sie sagten doch in der Wirtschaft, ich sollte eine Frau nehmen. Aber ich bin Ihnen sicher zu alt? Das sehe ich ein. Dann könnten Sie doch aber zu mir als Wirtschaftlerin kommen, wenigstens so lange, wie Sie nichts anderes haben. Den Kindern zuliebe, wenn nicht mir. Sie können ja gut zu Hause schlafen. Es sind ja nur ein paar Minuten bis zu Ihnen von mir. Ein Katzensprung ist das. Wollen Sie?“

Er hielt noch immer ihre Hand. Was sollte sie sagen. Sie war verwirrt. Mit Erich, fühlte sie, war es nach dem, was heute vorgefallen war, endgültig aus. Jede Hoffnung, die sie auf ihn setzte, war Selbstbetrug. Wird sie je wieder Arbeit bekommen? Wieviel Frauen, nicht vorbestraft, bekamen keine Arbeit mehr, lagen auf der Straße und traten ihr Pflaster später auf dem Strich ab. Zwei Millionen Frauen mehr als Männer sind da. Hat sie Aussicht, einen anderen als Müller zu bekommen, denn zu Hause kann sie nicht immer bleiben?!

Die Gedanken kreisten wie im Fieber in ihrem Hirn. Sie sagte: „Das kommt so plötzlich. Lassen Sie mir Zeit, zum Ueberlegen, Herr Müller!“

Er antwortete: „Geben Sie mir keinen Korb, Fräulein Schwarzkopf. Tun Sie es. Wenn nicht mir zuliebe, dann den Kindern. Die brauchen eine Mutter!“

Sie war noch immer unentschlossen. Sie kam sich wie eine Romanfigur vor. Aber Romantik zwischen Mietskasernen und Fabrikschloten? Sie sagte fest: „Gut. Ich mache bei Ihnen die Haushälterin. Jetzt müssen Sie aber gehen. Ich komme morgen zu Ihnen hinüber. Schlafen werde ich zu Hause. Gute Nacht!“ Sie drückte seine große, schwielige Hand.

„Gute Nacht!“ sagte er. „Bis morgen!“ und ging mit eiligen Schritten fort.

XIII.

Die Flader erhlät eine Abreibung

Die stillen, warmen Herbsttage waren jäh abgerissen. Kalte, nasse Witterung kam. Regen und Hagelschauer gingen auf die Stadt nieder. Die nassen Asphaltstraßen gaben an den Abenden die Schatten der Passanten, die Lichter der Straßenlaternen und die Lichtreklamen wie billige, schmutzige Spiegel wieder. Die Bettler auf den Straßen wurden aufdringlicher, die Prostituierten schon am Nachmittag dreist, ohne Furcht vor der Sittenkontrolle. Die Erwerbsmöglichkeiten sanken, die Arbeitslosenziffern sprangen rapide nach oben; man sprach von zwei Millionen Arbeitslosen mehr, die der Winter bringen würde. Die Arbeiter waren unruhig. Die Stadt war von der Furcht vor dem kommenden Winter befallen.

Maria besorgte für Müller den Haushalt. Sie hatte alle Hände voll zu tun, mußte von morgens bis abends herumspringen in diesem Haushalt, der in dem halben Jahr, das die Müllersche nun tot war, ganz verkommen war. Die Bett- und Leibtische war zerrissen, alle Schuhe der Kinder durchgelaufen, Müllers Arbeitszeug mußte völlig

erneuert werden. Der Haushalt brachte ihr unglaublich viel Arbeit und Aufregung. Müller gab ihr seinen ganzen Lohn ab, aber sie kam nur knapp damit herum, und nur, weil sie herumkommen mußte.

Müller warb still um sie. Sie konnte noch immer nicht klar über sich werden. Sie wehrte sich mit aller Kraft dagegen, den Haushalt für immer zu übernehmen. Aber wenn Müller an manchen Abenden fortging und über die Zeit wegblieb, zu der sie nach Hause ging, dann quälte sie sich mit Gedanken ab, die ganz offen eifersüchtiger Natur waren. Sie blieb an den Abenden immer länger bei Müller und die Frauen aus dem Haus begannen über sie zu klatschen. Voran die Flader, die dadurch ihre durch den Prozeß gegen Müller verlorenen Sympathien bei den Frauen zurückgewinnen wollte. Aber Maria gewann die Frauen für sich durch einen Vorfall, der den Frauen viel Spaß gemacht hatte und der sich buchstäblich auf dem Rücken der Flader abspielte.

An einem Abend, Maria kam von einem Einkauf zurück, stellte sich ihr die Flader im Hausflur in den Weg. Die Flader wohnte parterre.

Sie fragte höhnisch: „Sagen Sie mal, Fräulein Schwarzkopf, wann müssen Sie eigentlich Ihre Strafe für den Mord antreten?“

Maria schoß das Blut in den Kopf. Sie gab keine Antwort und wollte an der Flader vorbei die Treppe hinaufgehen. Die Flader sagte gehässig hinter ihr her: „Du dummes Stück, tu doch nicht so, als ob du eine Gräfin wärst! Man sollte sich überhaupt bei der Polizei beschweren, daß hier im Haus eine Mörderin ein- und ausgeht. Man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher!“

Die Fischersche trat in diesem Augenblick ins Haus. Das letzte hatte sie noch gehört.

„Was willst du der Polizei schon wieder erzählen, du Klapperschlange.“ fragte sie aufgebracht, „hast du, alter Misthaufen, noch nicht genug gestunken? Mußt man dir erst die Fresse einhauen, bis dein Schnauzwerk stillsteht?“ Sie hatte sich in Wut geredet, faßte die Flader bei der Brust und schüttelte sie heftig.

Die Flader kreischte laut auf und heulte ängstlich: „Lassen Sie mich los, oder ich rufe meinen Mann!“

„Der beißt auch keinen!“ erwiderte die Fischersche und schüttelte sie noch heftiger.

Die Flader schrie: „Wilhelm! Wilhelm!“

In den Fluren wurden Türen aufgerissen, Frauen sahen heraus, auch Männer. Jemand rief laut: „Die müßte es einmal ganz ordentlich kriegen!“

Ihr Mann kam nicht. Die Frauen kamen die Treppen heruntergelaufen und stellten sich um die beiden herum. Plötzlich fuhr die Flader der Fischerschen mit den gekrallten Händen ins Gesicht und kratzte es blutig. Die Fischersche mußte sie vor Schmerz einen Augenblick loslassen, erwischte aber die Flichende gleich wieder an den Rücken. Die Flader zog, um fortzukommen und zeigte dabei

ihren Hintern. Die Hose war verrutscht und es war blankes Fleisch zu sehen. „Wartet!“ sagte die Fischersche drohend, zog ihr die Röcke mit einem plötzlichen Ruck über den Kopf und hielt sie mit einer Hand oben zu. Dann zog sie die Flader übers Knie, knöpfte der sich Sträubenden die Hosen los und schlug weit ausholend zu. Die Schläge knallten durchs ganze Haus.

Die umstehenden Frauen lachten darüber so herzlich, daß ihnen die Tränen über die Backen liefen. Die Flader hatte keine einzige Freundin unter ihnen, das zeigte sich jetzt deutlich.

„Wilhelm! Wilhelm! Die schlagen mich ja tot!“ brüllte sie dumpf und jämmerlich unter dem Rock.

Tatsächlich kam ihr Mann. Als er sah, was los war, sagte er mehr zu sich als zu den Frauen: „Das schadet sie gar nichts. Daran ist noch keine gestorben. Soll sie auch ihr Maul halten!“ und ging in die Wohnung zurück.

Darüber lachten die Frauen noch lauter, als sie vorher schon gelacht hatten. Eine, die beim Putzen war, als die Flader schrie, war mit Eimer und Schrubber gekommen. Sie tauchte nun den Schrubber in das schmutzige Abwaschwasser, sagte: „Jetzt hat sie eine Abkühlung nötig!“ und fuhr mit dem nassen Schrubber über das brennend rotgeschlagene Sitzfleisch.

Die Frauen lachten noch einmal los. Die auf der Treppe standen, setzten sich und schlugen im Lachkrampf die Hände auf die Schenkel.

Der Flader lief das Schrubberwasser in die losgeknöpfte Hose. „So,“ sagte die Fischersche und ließ sie los, „jetzt wirst du wohl vorläufig dein Maul halten. Wenn nicht, bekommst du eine zweite Abreibung. Aber die ist dann noch besser!“

Die Flader lief heulend in ihre Wohnung hinein.

An einem Abend brachte Müller einen dicken Strauß Asten mit nach Hause und schenkte ihn Maria. Am Tage vorher hatten sie über Blumen gesprochen und sie hatte ihm erzählt, daß sie Asten gerne leiden möge, es müßten aber viele sein. Nun fehlte die Vase für die Blumen und sie mußten, bis sie welk wurden, in der Waschschißel liegen.

Die Ungewißheit über die weitere Zukunft drückte sehr auf sie. Sie erwartete jeden Tag die Benachrichtigung für den Haftantritt. Der Termin für den Abtreibungsprozeß gegen sie und die anderen Frauen war auch noch nicht angesetzt. Der Aktionsausschuß hatte in der Zwischenzeit zu zwei Versammlungen aufgerufen, aber auch seine Arbeit litt stark durch die Unklarheit, in der die Öffentlichkeit von der Staatsanwaltschaft über den Prozeß gehalten wurde.

Es liefen Gerüchte herum, daß das Eisenwerk teilweise stillgelegt werden sollte. Müller war deswegen niedergeschlagen gestimmt, seine Werkstatt war mit unter den Werkstätten genannt, die

geschlossen werden sollten. Es herrschte eine miserable Stimmung zwischen ihnen. Müller war reizbar und Maria im höchsten Maße nervös. Trotz alledem machte sie den Versuch, ihn aufzuheitern. Aber sie hatte selbst zuviel Furcht vor den nächsten Tagen, als daß es ihr gelingen konnte, seine Furcht, entlassen zu werden, beizulegen. Sie hatten sich beinahe gezankt. Sie war danach wortlos nach Hause gegangen und Müller brachte sie nicht fort. Das hatte er an jedem Abend bisher getan, wenn er zu Hause gewesen war. Am nächsten Tag bat er sie um Verzeihung und sie nahm sich dabei vor, sobald wie möglich Klarheit zwischen ihnen zu schaffen.

Obwohl sie jeden Tag die Mitteilung für den Strafantritt erwartet hatte, wurde sie, als sie kam, völlig aus dem Gleichgewicht geschleudert. Das Verlangen nach Hilfe, nach Schutz, wurde immer stärker in ihr. An diesem Abend blieb sie bei Müller.

Die Kinder schliefen schon. Während sie das Frühstücksbrot für die kommende Schicht fertigmachte, zog Müller den Rock an, um sie nach Hause zu bringen.

„Ich habe noch keine rechte Lust zu gehen, ich bleibe noch etwas,“ sagte sie. Er zog den Rock wieder aus, hängte ihn über eine Stuhllehne und setzte sich zu ihr.

„Sie haben wohl Angst vor der Strafe?“ fragte er.

Sie nickte. „Schon die Untersuchungshaft war schlimm. Jetzt hat man sich notdürftig eingelebt und nun wird man wieder rausgerissen, als wenn man Unkraut wäre.“

Er nickte beistimmend und sagte: „Ja, so ungefähr ist das. Wir sollen es auch nicht ein bißchen gut im Leben haben. Da schuftet man sein Leben lang für andere, die fett und dick dabei werden. Man selbst kommt auf den Hund oder wird alt, was dasselbe ist, und dann wird man auf die Straße gepfiffert, daß es nur so kracht. Aber die Straßen liegen schon voll von solchen Kerlen, da ist kein Platz mehr für die, die dazu kommen. Und dann sollen noch immer mehr Menschen dazu geboren werden. Ein ausgemachter Blödsinn ist das, so ein richtiges Affentheater. Und wer den verrückten Dreh nicht mitmacht, den stecken sie ins Gefängnis oder er geht zum Teufel. Meine Frau ist daran kaputt gegangen, beinahe wär ich mit Hops gewesen, ihr Leben, Fräulein Schwarzkopf, ist total versaut worden, jetzt sollen noch die dreihundert drankommen und Hunderttausende sind vorher schon zugrunde gerichtet worden und alles wegen diesem verdammten Paragraphen. Man möchte am liebsten hingehen, so einen von denen, die den Sauparagraphen gemacht haben, an den Beinen packen und ihn solange gegen die Wand hauen, bis nichts mehr von ihm übrig ist!“ Er sprach mehr zu sich selbst als zu Maria. „Man ist doch ein verantwortungsloser Schuft. Da hat man vier Kinder in die Welt gesetzt, ohne daß man weiß, wie die sich nachher ernähren sollen. Wenn das mit der Wirtschaft so weitergeht, wie es im Augenblick der Fall ist, dann sind sie glatt zum Verhungern auf der Welt!“ Er stützte den Kopf in die Hände und sah grübelnd vor sich auf den Tisch.

„Wie wollen Sie es machen, wenn ich weg bin?“ fragte Maria

„Was soll ich denn Großes machen? Den Haushalt wieder vollkommen lassen! Was bleibt mir anderes übrig?“

„Sie müssen wieder eine Haushälterin nehmen!“ drängte sie.

„Das ist doch ganz ausgeschlossen; das wissen Sie selbst am besten! Eine andere wird nicht umsonst arbeiten, wie Sie. Nein, Sie müssen mir versprechen, wiederzukommen. Die drei Monate werden auch vorübergehen. Die Kinder haben sich so schön an Sie gewöhnt, bitte, Fräulein Schwarzkopf!“

„Mit den drei Monaten ist das noch nicht zu Ende bei mir. Jetzt kommt noch der Abtreibungsprozeß!“

„Da werden Sie nicht viel für kriegen, bestimmt nicht,“ sagte er zuversichtlich. „Ich bin ja auch beinahe freigesprochen worden!“

„Sie hatten Glück wegen der beiden Schöffen, der Fürsorgerin und dem Winter. Wenn die beiden sich nicht für Sie eingesetzt hätten, wäre ihre Sache auch anders ausgelaufen. Und ich bin noch dazu vorbestraft jetzt!“

Sie mußte weinen. Er faßte ihre Hand, streichelte sie und sagte: „Es wird noch alles gut werden, Fräulein Schwarzkopf!“

Gut werden? Ihr Leben noch einmal gut werden? Die Tränen kamen stärker, sie konnte sie nicht mehr zurückhalten. Die lange Ungewißheit, die Angst vor der Haft, ihre Gefühlszwiespältigkeit Müller gegenüber, das alles waren Tränen geworden. Sie flossen, wie draußen der Regen rann, kamen in wilden, heftigen Stößen. Müller setzte sich zu ihr auf's Sofa, umschlang sie und tröstete sie wie ein Kind. Ihr Kopf lag an seiner Brust. Sie wurde wirklich ruhiger, fühlte sich geborgen und wurde müde. Sie hatte ein ähnliches Gefühl wie vor der Gehirnentzündung, sie schwebte, sie flog. Sie ließ sich langsam aufs Sofa sinken. Sie hörte Müller heftig und stoßend atmen. „Mein Gott, Fräulein Schwarzkopf, Sie müssen jetzt gehen, oder es passiert ein Unglück!“ sagte er.

Aber sie fürchtete das Unglück ja gar nicht. Sie wollte es sogar. Sie zog seinen Kopf zu sich herunter, Müller fiel schwer auf sie. Das Sofa knarrte und sie dachte ängstlich, wenn nur die Kinder nicht wach werden, und lauschte nach dem Schlafzimmer. Er stöhnte, ächzte, raste. „Sei nur vorsichtig!“ konnte sie noch sagen.

Am Morgen wachte sie dadurch auf, daß jemand neben ihr erstaunt sagte: „Du hast ja bei uns geschlafen? Schläfst du jetzt immer bei uns?“

Anna stand neben ihr. Es war Zeit für sie, um in die Schule zu gehen.

„Dann koch' schnell Kaffee!“ sagte Anna weiter. „Es ist schon spät. Wenn wir nicht pünktlich kommen, müssen wir nachsitzen!“

Maria erhob sich vom Sofa. Müller hatte sie dort schlafen gelassen. Besorgt hatte er sie mit Bettzeug zugedeckt und ihr die Schuhe ausgezogen. Sie hatte nichts gehört als er zur Arbeit gegangen war.

An diesem Tage kam auch die Vorladung zum Abtreibungsprozeß. Er fand einen Tag vor ihrem Strafantritt statt. Es waren noch zwei Wochen bis dahin.

Der Aktionsausschuß wird bekämpft.

Der Aktionsausschuß warf sich mit aller Kraft in die Arbeit. Fast an jedem Tag hatte er einen Artikel gegen die Staatsanwaltschaft und den Mordparagraphen in der Arbeiterpresse. Das Interesse der Oeffentlichkeit wandte sich immer stärker dem Monstreprozeß zu. Zu einer großen Kundgebung im größten Saale der Stadt, der bis auf den letzten Platz von Arbeiterfrauen und Arbeitern gefüllt war, hatte der Ausschuß durch einen offenen Brief, der in der Arbeiterpresse gedruckt war, die Staatsanwaltschaft zur Verantwortung geladen.

Es war kein Vertreter der Staatsanwaltschaft erschienen. Aber gegen Schluß der Versammlung zeigte sich, daß ein Haufen Nazis im Saal war. Die Nazis begannen anzupöbeln. Sie wurden immer frecher. Da erhoben sich einige Arbeiter von ihren Plätzen und stellten sich zu den Nazis hin. Es folgten ihnen immer mehr Arbeiter und zuletzt waren die Nazis wie von einem Ring eingeschlossen.

Der Ring zog sich immer enger um sie, wurde immer drohender, die Nazis wurden immer ruhiger und waren zuletzt ganz still. Die Schupo am Saaleingang, die auf dem Sprung stand, einzugreifen, zog sich wieder zurück.

In der Versammlung meldete sich der Arzt Dr. Axtmacher zu Wort. Er war Kassenarzt im Arbeiterviertel. Viele anwesende Arbeiter kannten ihn. Er wurde von ihnen mit lautem Protest begrüßt. Es wurde gepöbelt und „Halsabschneider!“, „Doktor Eisenbart!“, „Leuteschinder!“ gerufen. Dieser Protest verwirrte den Arzt. Was er sagte, ging in der Unruhe unter. Man verstand, daß er Anhänger des Geburtenzwanges war, aus Verantwortung dem Volksganzen gegenüber. „Quatsch!“ rief ein Arbeiter ihm entgegen. „Sie haben selbst nur zwei Gören und uns schwatzen Sie fünf auf!“ — „Pfui! Arbeiterschinder!“ rief darauf eine Gruppe Arbeiter wie im Sprechchor, solange, bis der Arzt abtrat. Ein lautes Gelächter schallte dann und der Sprechchor rief einige Male:

„Wer brachte das Zweikindersystem ins Land?
Der Bürgerstand!“

Dr. Axtmacher verließ darauf den Saal.

•

In den folgenden Tagen brachte die Rechtspresse in aggressivster Form eine Reihe gehässiger Artikel gegen die Personen des Aktionsausschusses. Man warf ihnen vor, sie wären von den Russen und Franzosen gekauft worden, um die Volkskraft des deutschen Volkes zu schädigen. Ein Aufruf der vaterländischen Frauenverbände forderte zu einem Kampfausschuß gegen den „jüdischen“ Aktionsausschuß und zur Unterstützung der Staatsanwaltschaft auf. Der Aufruf begann mit den Worten:

„Deutsche Frauen und deutsche Männer!

Euer heiligstes Gut! Euer deutsches Wesen! Die stärkste Kraft unseres Vaterlandes, die deutsche Familie ist in Gefahr, von gekauften Judenelementen untergraben und an die Feinde des deutschen Volkes verraten zu werden. . . .“

Weder Winter, Wolters, die Fürsorgerin, der Journalist, bis auf die Studiendirektorsgattin waren jüdischer Abstammung.

Der Erfolg dieser Hetze und die Arbeit des Gegenausschusses war bald zu spüren. Im Laufe der Woche wurde die Fürsorgerin zu dem Leiter des Wohlfahrtsdezernats gebeten. Der Beigeordnete, ein Parteigenosse der Fürsorgerin, war sehr nervös. „Ach bitte,“ sagte er zu der Stenotypistin, die in seinem Zimmer auf der Maschine schrieb, „schreiben Sie doch draußen weiter; ich habe jetzt eine wichtige Konferenz. Ich bin für niemand vorläufig zu sprechen!“ Das Mädchen nahm die Schreibmaschine. Sie hatte schwer an ihr zu tragen. Der Beigeordnete öffnete ihr die Tür „Es ist schön von Ihnen, Genossin, daß Sie so pünktlich gekommen sind,“ sagte er, als das Mädchen draußen war. „Ach bitte, setzen Sie sich doch!“ Er zeigte auf einen Sessel vor seinem Schreibtisch. Er selbst setzte sich an seinen Schreibtisch und saß der Fürsorgerin genau gegenüber. „Wir können jetzt ganz ungestört miteinander sprechen,“ sagte er.

Dieser höfliche Herr, im tadellos sitzenden, modernen Maßanzug, mit weißen, sehr gepflegten Händen und betonter, leichter Müdigkeit, war früher Maurer gewesen. Er hatte nichts von einem Proleten mehr an sich, keine Spur von Muskelkraft mehr, keine Wucht des Proletariats. Er sah beinahe wie ein überzüchteter Aristokrat aus.

Der Beigeordnete fuhr fort: „Sie machen mir Schwierigkeiten, Genossin. Es ist eine Beschwerde über Sie bei mir eingelaufen. Die Beschwerde behandelt Ihre Tätigkeit in diesem Aktionsausschuß. Sie müssen mich recht verstehen; nicht daß ich persönlich gegen den Ausschuß bin, ich bin sogar sehr für eine vernünftige Geburtenregelung. Aber Sie nehmen gewissermaßen als beamtete Person an diesem Ausschuß teil. Dagegen richtet sich auch die Beschwerde. Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Sie werden mir dann leichter beipflichten können. Ihre Zugehörigkeit zu dem Aktionsausschuß erschwert meine Position in der Stadtverwaltung ungemein, die durch die politische Entwicklung der letzten Zeit sowieso stark erschüttert ist. Ohne nun einen Gewissensdruck auf Sie ausüben zu wollen, Genossin, lege ich Ihnen, auch in ihrem eigenen Interesse, nahe, Ihre Tätigkeit in dem Aktionsausschuß aufzugeben!“

Die Fürsorgerin wollte aufbegehren. Er machte eine beschwichtigende Handbewegung, der sie sich fügte und fuhr fort: „Sie können gleich sprechen; lassen Sie mich erst zu Ende kommen. Ich sagte schon, daß es auch in Ihrem Interesse liegt, denn sonst muß ich, so

leid es mir um sie tut, Genossin, die Beschwerde laufen lassen und bei der Schwere der Beschwerde kann ich kaum etwas für Sie machen!"

„Das heißt,“ sagte sie, „ich werde entlassen!“

„Ja. Es wird sich nicht vermeiden lassen, wenn ich nicht den Beigeordnetenposten aufs Spiel setzen will; aber die Partei will ihn unter keinen Umständen verlieren!“

Die Partei Die Partei! War sie nicht auch die Partei? Sie sagte: „Es handelt sich doch aber hier um die Erfüllung einer wichtigen sozialen Forderung. Es ist doch ungeheuer wichtig, einmal die dreihundert Frauen den Klauen des Staatsanwalts zu entreißen und zum anderen alle Arbeiterfrauen genügend aufzuklären, daß sie nicht weiter blindlings in die Gefahr laufen, diesem Mordparagraphen zu verfallen! Daran müssen Sie als Wohlfahrtsdezernent sogar ein besonderes Interesse haben!“

„Meine persönliche Meinung habe ich Ihnen schon eingangs unseres Gespräches mitgeteilt,“ sagte der Beigeordnete. „Aber leider ist sie hier nicht allein maßgebend. Meine Position ist die schwächste in der Verwaltung; wir besitzen nur dieses eine Dezernat, wie Sie wissen. Und entscheidend ist in diesen Fragen, wie in allen anderen auch, das politische Machtverhältnis.“

„Aber das läuft ja letzten Endes darauf hinaus, daß Sie die Geschäfte der anderen besorgen!“ rief die Fürsorgerin.

„Das mag auf den ersten Blick so scheinen,“ sagte der Beigeordnete nachgiebig. „Aber der Schein trügt oft; hier auch. Gerade durch das Wohlfahrtsdezernat hatten wir im Laufe der Zeit die Möglichkeit zu manchen Reformen, wenn sie auch nicht so ins Auge fallen. Schon allein die Tatsache, daß Sie neben einigen anderen Genossinnen in der Fürsorge arbeiten, sollte ihnen dafür Beweis genug sein! Durch solche Fehler, wie Sie ihn jetzt gemacht haben, wird aber eine Arbeit in unserem Sinne natürlich immer schwieriger gemacht. Es liegt außerdem auch ganz klar auf der Hand, daß dieser Ausschuß durch den Arbeiter Winter unter kommunistischer Flagge fährt. Das ist Wasser auf die Mühlen der Leute, die uns die Position streitig machen!“

„Noch bestimme ich in dem Ausschuß mit,“ sagte die Fürsorgerin. „Aber es ist natürlich kein Wunder, wenn es so wird, bei dem Desinteresse unserer Partei.“ Der Beigeordnete hatte sie nicht überzeugen können. Wer nicht dafür ist, ist dagegen. „Sie mögen in einigen Punkten Recht haben, Herr Beigeordneter,“ sagte sie weiter.

Er fiel ihr ins Wort. „Sie können ruhig Genosse sagen; wir sind ganz unter uns!“

„Aber im wesentlichen haben Sie Unrecht,“ fuhr sie fort. „Es muß eine klare Entscheidung getroffen werden. Ueberleben Sie, man ist im Begriff, dreihundert Frauen zu verurteilen und zu bestrafen. Das heißt, dreihundert Frauen sollen ihren Familien entrissen werden. In dreihundert Familien entsteht neues Elend zu dem, das

schon vorhanden ist. Weil es ihr Spaß macht, setzt keine Arbeiterfrau ihr Leben auf das Spiel. Sie bestimmt nicht, weil durch sie die Arbeiterfamilie erst die Existenzmöglichkeit erhält."

"Es handelt sich weniger um diesen Prozeß, der gewiß zu verurteilen ist," sagte der Beigeordnete. "Aber sie gehen ja viel weiter. Sie organisieren Sexualausstellungen und bieten Verhütungsmittel an. Das bringt ja jene Kreise, von denen die Beschwerde ausgeht, am meisten auf und dagegen wende ich mich auch!"

Die Fürsorgerin glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Sie war wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Beigeordneten erstaunt an.

"Ja," bekräftigte der, "dagegen wende ich mich auch!"

"Aber das ist doch selbstverständlich, daß man das tun muß," sagte sie. "Warum, habe ich Ihnen vorhin schon gesagt. Es kann doch nicht alleinige Sache eines solchen Ausschusses sein, den Rechtsanwalt zu stellen und Artikel gegen den Paragraphen zu schreiben. Den Frauen, die tagtäglich von neuem bedroht sind, muß auch geholfen werden. Sie und alle anderen müssen davor geschützt werden, von neuem dem Mordparagraphen in die Klauen zu geraten. Das ist meiner Auffassung nach sogar die wichtigste Aufgabe, die ein solcher Ausschuß zu leisten hat!"

"Und meine Auffassung ist," antwortete der Beigeordnete, "daß das die Privatangelegenheit eines jeden ist. Diese Dinge regeln sich überall von selbst. Ich habe als Arbeiter darüber auch keine Anregung empfangen, ich mußte selbst dazu kommen, wie ich mich allein zu dem machen mußte, was ich heute bin!"

Sollte die Partei nicht ein bißchen Geburtshilfe dabei geleistet haben, wollte sie fragen, und sind Sie, verehrtester Genosse, nicht dafür dem Proletariat verpflichtet? Aber er ließ sie gar nicht zu Worte kommen.

"Ich glaube nicht," sagte er hastig weiter, "daß ich Gefahr laufe, als Mucker verschrien zu werden, wenn ich das sage. Aber tatsächlich ist meine Auffassung, daß sexuelle Dinge zu sehr Privatsache sind, als daß jeder Außenstehende dazwischen reden kann. Es ist in unserer Partei gar nicht solange her, daß das die Meinung der Gesamtpartei war. Wir haben noch 1912 auf das entschiedenste dagegen gekämpft, daß das Proletariat den Gebärstreik befolgte, der damals von einigen ärztlichen und volkswirtschaftlichen Radikalinskis in die Partei getragen worden war."

Das ist ja ein politischer Greis, mußte sie denken. Der lebt ja ein ganzes Jahrzehnt hinterher. Wie kann die Partei einen solchen Menschen auf diesen Posten vorschicken? Sie sagte "Das ist doppelte Moral, was Sie da predigen!"

"Ich muß sehr bitten, Genossin," fuhr er auf. Es war das erste Mal, daß er in dem Gespräch in Erregung kam. "Das hat mir noch kein Parteigenosse vorzuwerfen gewagt!"

Dann wird es Zeit, daß es dir jemand sagt, dachte sie. Sie antwortete: "Ich werde Ihnen das sofort beweisen. Das Bürgertum ist kraft seiner Aufklärung, die es durch die Aerzte erhält, nicht so

prüde in diesen Dingen. Nicht allein die Frau Bürgermeister hat ihren Pessar bei Professor Doktor Schneider liegen, der ihr dort regelmäßig eingelegt wird, auch die anderen Damen dieser Gesellschaft, wie ihre Gemahlin. Professor Schneider ist Spezialist und etwas teuer. Die anderen Damen gehen zu anderen Aerzten. Professor Schneider ist nicht der einzige Arzt, der für sie Sexualberatung abhält. Sie sind alle darauf abonniert!"

"Aber das bezweifele ich doch gar nicht," erwiderte der Beigeordnete. "Was wollen Sie denn damit beweisen?"

"Daß Sie nicht für die Arbeiterfrauen etwas schlecht heißen können, was Sie diesen Damen zugestehen!"

"Aber das sind doch hohle Behauptungen. Ich habe doch nicht gesagt, daß die Arbeiterfrauen nicht zum Arzt gehen sollen, im Gegenteil, sie sollen zum Arzt gehen. Damit bin ich hundertprozentig einverstanden! Das finde ich ganz in Ordnung. Aber gegen diese Aufklärung von der Straße aus wende ich mich so gut wie die Kreise, die sich über Sie beschwert haben. Das muß zur sexuellen Ausschweifung führen und verdirbt die Jugend!"

Wie kann man nur so schnell den Verhältnissen seiner Klasse entwachsen, mußte sie entsetzt denken. "Wo sind die Aerzte," fragte sie, "die das bei den Arbeiterfrauen machen? Ich kenne keinen hier und Sie werden mir auch keinen sagen können. Es liegt eben ein großer Unterschied zwischen einem Monatsgehalt von tausend Mark und den paar Mark, die dagegen ein Arbeiter verdient. Sexualberatung auf Krankenschein, bis das da ist, wird noch eine Weile vergehen!"

"Man muß eben auf die Aerzteschaft einwirken, daß sie es tut!" sagte der Beigeordnete.

"Wer soll auf sie einwirken?"

"Die Arbeiterschaft natürlich, die Gewerkschaften, die Krankenkassen. Wie Sie es machen, ist es jedenfalls grundfalsch. Damit bringen Sie die Aerzte eher gegen eine Sexualberatung auf, als dafür. Seien Sie also vernünftig, Genossin, und in Zukunft vorsichtiger. Schließlich steht Ihre Anstellung auf dem Spiel. Ich habe Sie gewarnt. Werden Sie auf mich hören?"

"Nein," sagte die Fürsorgerin entschlossen. "Das wäre Gesinnungslumperei und zu der bin ich noch nicht fähig!" Sie stand auf.

"Dann," sagte der Beigeordnete und stand auch auf, "werde ich Sie kaum halten können. Es ist sehr schade um Sie und ich bedaure aufrichtig, wenn Sie gehen müßten. Ueberlegen Sie sich alles noch einmal ganz gründlich." Er öffnete ihr die Tür.

Der Assistenzarzt Wolters hatte von dem Arzt Dr. Axtmacher eine Einladung erhalten. Er ging hin. Dr. Axtmacher empfing ihn sehr kollegial und führte ihn in das Herrenzimmer. Er bot Zigarren an. Wolters dankte. Das betont freundliche Wesen Axtmachers war ihm unangenehm.

„Wir müssen einmal einige gemeinsame Berufsfragen miteinander behandeln, lieber Herr Doktor,“ eröffnete Axtmacher das Gespräch. „Sie haben sich meiner Auffassung nach etwas zu stark in diesem sogenannten Aktionsausschuß engagiert. Ich halte Ihre Arbeit darin nicht für Ihre ärztliche Entwicklung besonders zuträglich!“

Er hält jedenfalls nicht mit seiner Absicht hinter dem Berg, dachte der Assistenzarzt. Obwohl er wußte, wohin die Aussprache zielte, fragte er: „Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor!“

„Nun,“ antwortete Axtmacher, „Sie werden verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß die Aerzteschaft unserer Stadt sich in diesen Fragen bisher einer starken Zurückhaltung befleißigt hat und daß sie sich keinesfalls so ohne weiteres gefallen lassen wird, daß diese, nach Ihnen meinetwegen konservative Moralauffassung, durchbrochen wird. Wir halten, in diesem Punkte wenigstens, auf strenge Sittlichkeit!“

Der Assistenzarzt hatte keine Lust, sich mit Dr. Axtmacher, der ihm als Mensch äußerst unsympathisch war, in eine Diskussion über ärztliche Sittlichkeitsauffassungen einzulassen. Darüber zu diskutieren war auch nicht die Absicht Dr. Axtmachers, das ging aus seinem Verhalten deutlich hervor. Der Assistenzarzt fragte: „Haben Sie mich aus persönlichem Interesse eingeladen, oder geschah das im Einverständnis der Herren Kollegen?“

„Noch,“ antwortete Axtmacher, „trifft das erstere zu. Ich möchte nichts unversucht gelassen haben, einem jüngeren Kollegen mit meinem Rate zur Seite zu stehen!“

„Das ist mir nicht ganz klar,“ erwiderte der Assistenzarzt. „Ich danke Ihnen ja jedenfalls sehr für Ihre Absicht, aber ich kann mich nicht besinnen, Ihnen je Gelegenheit gegeben zu haben, sich um meine persönlichen Geschicke zu kümmern!“

„Das ist richtig,“ entgegnete Dr. Axtmacher. Seine Freundlichkeit war gefallen. „Aber es gibt gewisse Dinge zwischen uns Aerzten, die jeder von uns beachten muß!“

„Und das wären?“

„Die Standesinteressen!“ sagte Dr. Axtmacher kurz.

„Sie fürchten eine Konkurrenz?“

Dr. Axtmacher lachte dröhnend auf. Das Lachen war echt und verwirrte den Assistenzarzt. Hatte er eine Dummheit gesagt?

Dr. Axtmacher bezwang seine plötzliche Heiterkeit und sagte „Nehmen Sie es mir nicht übel, Wolters, aber da haben Sie mächtig danebengehauen. Eine Praxis hier aufzumachen ist eine verteuftelt schwierige Sache. Zudem für Sie. Ich habe mich etwas über Sie erkundigt. Sie haben keinen Pfennig, außer dem Taschengeld vom Krankenhaus. Ihre Eltern sind auch nicht mit Glücksgütern gesegnet. Die reichen Frauen, die sonst die Aerzte in ihren Verhältnissen zu heiraten pflegten, sind in dieser Arbeiterstadt auch recht dünn gesät. Nein, das schlagen Sie sich aus dem Kopf, wenn Sie wirklich einmal daran gedacht haben sollten. Aber trotz alledem haben Sie die

Verpflichtung, auf die Praxis älterer Kollegen Rücksicht zu nehmen. Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Wir wollen alle Menschheitsphrasen, die anderswo am Platze sein mögen, aber nicht zwischen uns, beiseite lassen. Von uns Aerzten im Armenviertel wird keiner durch seine Praxis ein Millionär. Wenn man von der Krankenkasse zugelassen ist, kann man gerade auskömmlich leben, aber durchaus noch keine großen Sprünge machen. Wird man nicht zugelassen, geht man pleite. Unsere einzigen sicheren und größeren Einnahmen sind der Haufen Geburten in dieser Gegend und die Nachbehandlungen der Fehlgeburten. Ich kann im Durchschnitt mit drei bis vier Auskratzungen am Montag und Dienstag, mit zwei bis drei am Mittwoch und Donnerstag und etwa einer am Freitag rechnen. Die Kasse zahlt für jede Auskratzung vierzig Mark. Ohne diese Einnahmen könnte ich getrost einpacken!"

„Das ist interessant,“ sagte der Assistenzarzt. „Erlauben Sie eine Frage?“

„Fragen Sie nur. Dazu habe ich Sie ja eingeladen!“

„Wie erklären Sie sich die Tatsache, daß am Montag und Dienstag die Zahl der Auskratzungen erheblich höher ist als an den anderen Tagen?“

„Die Erklärung ist sehr einfach; weil dann die Arbeiterfrauen am besten Zeit haben, krank zu sein. Der Abort wird gewöhnlich am Ende der Woche vorgenommen; der Sonntag ist ein freier Tag, der Mann ist zu Hause und kann den Haushalt versehen und bis zum Hausputz am anderen Ende der Woche sind die Frauen wieder soweit hergestellt.“

„Grauenhaft,“ entfuhr es dem Assistenzarzt. „Sogar die Abtreibungen sind hier rationalisiert!“

„Eine goldene Gegend ist das hier nicht!“ sagte Dr. Axtmacher. „Ich hoffe, Sie werden mich nun verstehen. Ihre Verhütungspropaganda ist unserer Ernährung nicht gerade zuträglich, wie Sie sich nun an den Fingern abzählen können,“ versuchte er zu scherzen.

„Und der Gesundheitsdienst am Volke, zu dem wir uns verpflichteten?“ fragte der Assistenzarzt.

„Ich hätte Sie für vernünftiger gehalten; es gibt auch eine Verpflichtung gegenüber dem Stand,“ erwiderte Dr. Axtmacher verärgert. „Gott, man muß doch einmal über die Flegeljahre des Idealismus hinauskommen und Sie sind doch der Jüngste auch nicht mehr,“ setzte er eindringlich hinzu. „Werden Sie doch vernünftig!“

„Ich hatte nun einmal das Pech, in die septische Frauenabteilung zu kommen,“ antwortete der Assistenzarzt, „und da habe ich eine solche Menge Frauenelend gesehen, daß ich Ihnen nicht entgegenkommen kann!“ Er stand auf. „Ich denke, daß wir damit am Ende unseres Gespräches sein werden!“

„Schade,“ sagte Dr. Axtmacher und erhob sich auch, „dann muß sich die Ständeordnung der Aerzte mit Ihrem Fall befassen!“

Der Assistenzarzt ging.

Am Tage darauf bestellte Professor Schneider den Assistenzarzt in sein Privatbüro. „Ich muß ein paar Worte mit Ihnen reden, Wolters,“ sagte er. „Zunächst erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Hochachtung wegen Ihrer Tätigkeit in dem Aktionsausschuß ausspreche, wenn der Ausschuß auch für meinen Geschmack etwas zu politisch ist, aber das läßt sich sicher nicht anders machen, da mit denen ja wohl der Fortschritt marschiert. Dann habe ich Ihnen etwas auszurichten. Man hat sich über den Weg der Stadtverwaltung bei mir wegen Ihrer Tätigkeit in dem Ausschuß beschwert. Man kann Ihnen deswegen selbstverständlich nichts anhaben. Da aber die Stadtverwaltung und nicht ich Ihren Anstellungsvertrag bestätigt, befinden Sie sich in einer ungünstigen Situation, wenn Sie in dem Ausschuß weiterarbeiten. Sie sinken nicht in meiner Achtung, wenn Sie nun die Fahnen streichen; Sie haben ja schon eine tüchtige Menge Aufklärung geleistet. Mit dem Kopf kann man nicht durch die Wand, wenn die nicht gerade aus Papier ist.“

„Vielleicht ist sie aus Papier, Herr Professor!“ sagte Wolters.

„Danach sieht sie nicht aus, Wolters, diese vaterländischen Weiber kleben wie Fliegenleim an ihren Opfern.“

„Wenn die Beratung nicht dauernd geschieht,“ sagte der Assistenzarzt, „hat sie wenig Zweck. Dann hätten wir gar nicht damit anzufangen brauchen. Außerdem, was sollen die Arbeiterfrauen denken, wenn ich jetzt kneife. Ich lasse es darauf ankommen, Herr Professor!“

„Hals- und Beinbruch, Wolters. Was ich für Sie tun kann, geschieht!“ erwiderte der Professor und drückte ihm die Hand. „Es wird Sie einen harten Kampf kosten.“

„Einer wird ihn einmal ausfechten müssen; schließlich geht es um Frauenleben. Das muß man am Ende auch bei den Gegnern einsehen!“

„Setzen Sie nicht zu hoch darauf, Wolters!“ Der Professor entließ ihn.

Der Arbeiter Winter sollte Arbeit bekommen. Der Angestellte für den Buchstaben W sagte es, als Winter ihm die Karte zum Stempeln gab. „Winter?“ fragte er, „Sie sollen mal zum Chef kommen.“ Es ist Arbeit für Sie da!“

Winter ließ sich beim Vorsteher des Erwerbslosenamtes melden. Der Schreiberlehrling, der die Funktion hatte, die Leute, die den Vorsteher sprechen wollten, anzumelden, kam sofort wieder und sagte: „Sie sollen sofort hereinkommen. Derr Herr Vorsteher hat schon auf Sie gewartet!“

Der Herr Vorsteher ist ein früherer Arbeitskollege Winters. Er war bei den christlichen Gewerkschaften organisiert, wurde Gewerkschaftsbeamter und kam über diesen Weg in das Erwerbslosenamt als Vorsteher. Er ist seit seiner Angestelltentätigkeit breit und schwer geworden und wirkt massig und kräftig, aber seine Wucht ist nur aufgeschwemmt, ist muskelloses Fleisch.

Er war von seinem Schreibtischsessel aufgestanden. „Tag, Wilhelm, Mensch, ich habe für dich eine prima Arbeit,“ begrüßte er ihn. „Setz' dich mal da hin.“ Er zeigte auf einen Stuhl vor seinem Schreibtisch. Winter schob den Stuhl etwas abseits und setzte sich. Der andere ächzte wohligh, als er sich in seinen Sessel niederließ.

„Du sitzt ja hier wie die Made im Speck!“ spöttelte Winter. „So'n Minister deiner Koalition kann es nicht besser haben. Wie wäre das übrigens bei dir mit einem kleinen Ministerposten?“

„Laß doch mal endlich deine Anpflaumereien,“ sagte der Vorsteher etwas verärgert. „Du wirst wohl nie gescheit werden!“

„Was heißt gescheit werden?“ fragte Winter.

„Du könntest auch schon was anderes sein bei deinem Format als ein windiger Erwerbsloser!“ sagte der Vorsteher.

„Na, das wird ja jetzt besser werden,“ lachte Winter. „Du hast ja eine prima Arbeit für mich, wie du sagst! Schieß los! Im Fach?“

„Das gerade nicht. Aber du hast doch schon mal auf einem Sägewerk gearbeitet und Vorarbeiter warst du auch schon mal, wenn ich mich nicht irre?“

„Du hast ja eine ganze Kartothek im Kopf, so'n richtiges Schachtelgehirn.“

„Dich kenne ich wie meine Westentasche,“ sagte der Vorsteher

„Was ist mit der Arbeit?“ fragte Winter gespannt.

„Es handelt sich um ein Sägewerk. Es hat bei uns Arbeiter und einen Vorarbeiter angefordert. Du sollst als Vorarbeiter rausgehen. Du wirst das Sägewerk einrichten. Es soll noch gebaut werden. Es ist allerdings ein provisorisches Sägewerk. Es wird ein Wald gefällt und das Holz soll gleich an Ort und Stelle verarbeitet werden. Was sagst du dazu?“

Wald? Rausgehen? Winter war nicht im Klaren. „Wo ist denn das Sägewerk?“

„Du mußt mit der Bahn rausfahren. Etwa fünf Stunden mußt du fahren.“

„Aber da kann ich doch nicht zu Hause wohnen! Wie sind denn die Löhne? Montagelohn?“

„Das nicht, aber du bekommst als Vorarbeiter einen besonderen Zuschlag.“

„Wieso besonderen Zuschlag. Es gibt doch hoffentlich Tarflöhne da?“

„Unsere Tarifföhne kommen da nicht mehr in Frage. Die haben ortsübliche Tarife. Landarbeitertarife. Du hast freie Station bis auf Schlafen, dafür mußt du bezahlen.“

„Was werde ich dann verdienen?“

„Du wirst rund an sechs Mark kommen!“

„Du bist verrückt!“ entfuhr es Winter. „Da muß ich ja einen Vogel haben wenn ich dahin gehe! Da muß ja meine Frau hier glatt verhungern. Das mache ich nicht!“

„Verhungern! Verhungern!“ sagte der Vorsteher unwillig. „Hier ist noch keiner verhungert!“

„Nun halt aber die Luft an. Die wäre nicht die erste in dieser glorreichen Republik!“

„Man wird ihr eine Unterstützung geben. Wieviel Kinder hast du?“

„Soviel wie du, eins!“

„Das wird sich schon irgendwie machen lassen. Aber du hast doch dann wenigstens wieder einmal Arbeit. Du kommst ja auf den Hund, wenn du so weiterlebst wie jetzt!“

Die plötzliche Anteilnahme kam Winter verdächtig vor. Aber er fand so schnell keine Erklärung dafür! „Auf den Hund komme ich auch, wenn ich die Arbeit annehme!“ sagte er.

„Aber du hast den Vorteil, daß du über die Krisenfürsorge wegstommst. Im Frühling, wenn die Arbeit da oben zu Ende ist, kannst du wieder stempeln gehen!“

„Wann soll denn der Spaß losgehen?“ fragte Winter.

„Sofort. Am liebsten wäre mir, wenn du morgen schon fahren kannst!“

„Das ist ganz ausgeschlossen; ich kann hier meine politische Arbeit nicht so ohne weiteres im Stich lassen. Der große Frauenprozeß muß erst vorüber sein!“

„Das ist zu spät. Du mußt spätestens übermorgen fahren!“

„Dann nehme ich die Arbeit nicht an. Ich bin nicht dazu verpflichtet; es ist keine Facharbeit!“

„Mach keine Dummheiten!“ sagte der Vorsteher warnend. „Du wirst in einigen Tagen der Krisenfürsorge überwiesen. Wenn du Arbeit verweigerst, kannst du ausgestoßen werden. Ich kann mir keine Ausnahmen erlauben, schon wegen der Autorität nicht. Und was Wohlfahrt bedeutet, das weißt du selbst!“

„Ich nehme die Arbeit trotzdem nicht an!“ sagte Winter.

„Schön, wenn du die Sache auf die Spitze treiben willst! Ich wollte dir einen persönlichen Gefallen tun. Ich habe nun den Eindruck, daß du nicht arbeiten willst!“

„Im Gegenteil,“ sagte Winter ruhig. „Du glaubst gar nicht, was dieser Aktionsausschuß einen Haufen Arbeiten für mich abwirft!“

„Dafür ist die Erwerbslosenfürsorge nicht da, daß sie volksverhetzende Agitation bezahlt. Du hast die Folgen zu tragen. Ueber

lege dir die Sache noch einmal bis morgen!“ Der Vorsteher erregte sich. Er hatte einen feuerroten Kopf bekommen.

„Na gut,“ sagte Winter beruhigend. „Aber etwas anderes kommt doch nicht heraus, als ich gesagt habe. Ich fahre nicht!“ Er stand auf. „Wiedersehen!“

„Ueberlege es dir!“ rief der Vorsteher ihm nach.

„Wann fahren Sie?“ fragte der Angestellte für den Buchstaben W. „Ueberhaupt nicht!“ Winter ging hinaus. Der Angestellte war ganz verdattert über die Antwort.

Zur folgenden Sitzung des Aktionsausschusses waren der Journalist und die Frau des Studiendirektors nicht erschienen. Die Gattin des Studiendirektors hatte der Fürsorgerin einen Brief geschrieben, in dem sie sich entschuldigte und mitteilte, daß sie aus rein persönlichen Gründen nicht länger an der Arbeit des Ausschusses teilnehmen könnte. Sie schrieb:

Liebe Gesinnungsgenossin!

Das aggressive Verhalten meines Mannes gestattet es mir leider nicht, an der mir liebgewordenen Arbeit im Ausschuß länger teilzunehmen. Solange wir Frauen wirtschaftlich abhängig sind von dem Mann, den wir lieben, kommen wir nicht zur vollen Entfaltung unserer Persönlichkeit. Es gilt Rücksichten zu nehmen. Das ist eine bittere Wahrheit. Sie befinden sich ja in einer unvergleichlich günstigeren Lage als ich, trotz alledem hoffe ich, daß Sie mich verstehen werden. Ich bitte Sie, auch die Herren von meinem Entschluß in Kenntnis zu setzen. Ihrer gemeinsamen Kulturarbeit vollen Erfolg wünschend

Ihre tieftraurige

Frau Dr. Siepman.

Der Journalist hatte keine Entschuldigung geschickt.

„Dieser Hilfsausschuß für die Staatsanwaltschaft arbeitet prima!“ sagte der Assistenzarzt Dr. Wolter.

„Wir werden uns noch auf ganz andere Dinge gefaßt machen können,“ antwortete Winter. „Ich möchte wetten, daß es Ihnen nun auch bald an den Kragen geht!“

Der Assistenzarzt und die Fürsorgerin erzählten. Winter piff durch die Zähne. Er hatte seine Erklärung für das Entgegenkommen seines früheren Arbeitskollegen. Er berichtete darüber.

„Was werden Sie machen?“ fragte der Assistenzarzt.

„Es ist nicht das erstemal, daß man mir den Brotkorb höher hängt. Wichtiger ist, was werden Sie machen?“ fragte der Arbeiter Winter. Er sah den Assistenzarzt Wolter und die Fürsorgerin an. „Für Sie steht mehr auf dem Spiel. Unter Umständen kann ich die Arbeit allein zu Ende bringen jetzt!“

„Unsinn!“ sagte der Assistentarzt. „Ich mache weiter mit!“

„Und ich lasse es darauf ankommen.“ sagte die Fürsorgerin. „Wenn es hart auf hart geht, wird sich der Genosse Beigeordnete besinnen, daß es hier um Arbeiterinteressen geht!“

„Das wird er nicht, der hat schon ganz andere Interessen vertreten!“ sagte Winter.

XV.

Ruhm ist schön, Verdienst ist besser!

Der Arbeiter Winter suchte im Auftrag des Aktionsausschusses den Rechtsanwalt Dr. Salomon auf. Er wollte ihn für die Verteidigung der 300 Frauen gewinnen. Der Aktionsausschuß war auf Dr. Salomon gekommen, weil er mit der Verteidigung im Mordprozeß Schwarzkopf einen großen Erfolg in der Öffentlichkeit gehabt hatte.

Der Rechtsanwalt ließ sich von seinem Bürovorsteher den Terminkalender bringen. Er sah ihn durch und sagte dann zu dem Arbeiter Winter: „Leider, leider bin ich nicht frei an dem Tag. Kann mich auch nicht freimachen, so gerne ich möchte!“

„Schade“, sagte der Arbeiter Winter, „wir hatten eigentlich schon fest auf Sie gerechnet, weil Sie am besten die Vorgeschichte des Prozesses kennen!“

Der Rechtsanwalt bedauerte noch einmal lebhaft, gab seinem Angestellten den Kalender zurück und verabschiedete Winter.

Der Bürovorsteher sah in den Kalender hinein und kam dann aufgeregt hinter dem Rechtsanwalt hergelaufen, der Winter bis in den Flur hinausbegleitete. „Herr Doktor, Herr Doktor,“ stotterte vor Aufregung der Vorsteher, „Sie haben sich bestimmt versehen. Sie sind ja für die ganze Woche noch frei!“

Der Rechtsanwalt warf hastig die Tür zu und sagte ärgerlich zu seinem Vorsteher: „Wirklich? Sie merken aber auch alles, Sie sollten ein Detektivinstitut aufmachen. Meinen Sie, ich habe Lust, mir an diesem Prozeß die Finger zu verbrennen und mir die Chancen zu versauen? Ruhm ist schön, Verdienst ist besser!“

Winter setzte sich mit einem auswärtigen Rechtsanwaltgenossen in Verbindung, der den Prozeß übernahm.

XVI.

Der große Prozeß.

Ein kalter Novembertag, der mit dickem, zähem Nebel einsetzte, in dem sich die Menschen, die Häuser, die Fördergerüste, die Fabriken und ihre Schornsteine verloren, wie von einem Riesenrachen geschluckt. In diesem dichten Nebel sammelten sich auf einem

Platz im Arbeiterviertel die Arbeiterfrauen und Arbeiter zu einer Demonstration, die dem großen Frauenprozeß den Auftakt geben sollte. Die Frauen hatten die Kinder mitgebracht. Die Arbeiter waren Erwerbslose, die gleichzeitig für Winterbeihilfe demonstrieren wollten. Ihre großen Transparente tauchten gespenstisch auf. Man lief noch ziellos aneinander vorüber. Keiner wußte, wieviel schon auf dem Platz waren. Man gewann keine Uebersicht, so dicht war der Nebel. An einer Ecke leuchteten zwei gelbe Lichtaugen, die sich wie Trichter in den Nebel bohrten, ohne ihn aber durchdringen zu können; die Scheinwerfer des Polizeiautos.

Der Nebel klebte die Nasenflügel zusammen und hängte sich in tausend winzigen Wassertropfen in die Haare und Kleider. Von den Abdämpfen und den Gasen des Eisenwerkes schmeckte er teerig.

Winter sammelte Genossen und bildete mit ihnen die Spitze des Zuges. Sie sangen die Internationale. Der Gesang zog die anderen auf dem Platz wie ein Magnet an. Es entstand eine lange Schlange, die sich zweimal um den Platz wand. Demnach waren nahezu zwetausend Menschen im Zuge. Winter ließ die Spitze abmarschieren.

Das Polizeiauto schob sich, ratternd und mit der Sirene heulend, an die Spitze. Die lange Demonstrationsschlange bohrte sich in den Nebel hinein. Frauen riefen nach Kindern und Bekannten. Nur langsam trat die Ruhe der straffen Disziplin der Arbeiterdemonstrationen ein. Dann begannen Sprechchöre durch den Nebel zu rufen: „Nieder mit dem Mordparagraphen! — Nieder! Nieder! Nieder!“

Maria hatte Müllers Kinder bei sich, Anna und die drei Jungen, den Jüngsten trug sie auf dem Arm. Mit aller Kraft ihrer Lungen rief sie die Parole mit. Müller war auf Schicht und konnte nicht mitgehen. Wer fehlt auf der Fabrik, fliegt, und er war froh, daß sie ihn bei der großen Betriebseinschränkung nicht mit entlassen hatten.

Anna ging mit großen erstaunten Augen neben Maria. Wieviel Menschen um Maria herum waren, tausend, zweitausend, dreitausend? Und alle waren dafür, daß dieser Paragraph abgeschafft wurde. In anderen Städten waren sicher nicht weniger Menschen für seine Abschaffung. Aber der Paragraph blieb, wie ihnen allen zum Trotz.

Die Frauen riefen: „Wir wollen kein Kanonenfutter, wir wollen keine Arbeitslosen gebären! Die Männer im Zuge, Erwerbslose, riefen im Chor: „Was haben die Erwerbslosen? — Hunger! Hunger! Hunger!“ Und sie, die Frauen, riefen wieder: „Nieder mit dem Mordparagraphen! — Nieder! Nieder! Nieder!“

„Warum schreit Ihr denn so?“ fragte Anna.

„Weil wir keine Kinder mehr haben wollen, es sind schon zu viele da!“

„Aber wenn Ihr keine haben wollt, dann schafft euch doch keine an! Dann habt Ihr auch weniger Arbeit. Kinder machen so viel Arbeit!“ sagte sie erfahren. Sie besann sich und sagte weiter: „Ich möchte aber doch ein Kind haben, vielleicht auch zwei, einen Jungen und ein Mädchen, mehr aber nicht!“

Möchte Maria nicht auch ein Kind haben? Ja! Aber durfte Sie ein Kind haben? Nein! Sie kann es nicht verantworten. Sie müßte sich Vorwürfe machen, wie Müller sich wegen seinen Vier Vorwürfe gemacht hat. „Nieder mit dem Mordparagraphen, der den Frauen das Recht, über ihren eigenen Körper zu verfügen, raubt und die Frauen zu Gebärmaschinen erniedrigt!

Der Zug stockte. Er war in die Hauptgeschäftstraße gedrungen und die Polizei wollte ihn umleiten. Aber der Arbeiter Winter gab die Losung „durchmarschieren“ aus. Die Demonstration sollte von der Stadt gehört, gefühlt, gemerkt werden. Sie durfte nicht im Schweigen der stillen Nebenstraßen verloren gehen.

Die Spitze der Demonstration rückte wie der Kolben einer Lokomotive, die anfährt, gegen die dünne Polizeikette an, die die Straße abriegelte. Vor! Zurück! Langsam. Dann ein plötzlicher Ruck und die Polizeikette war durchbrochen, die Demonstration flutete in die breite Straße hinein, in der Bogenlampen Lichtkugeln in den Nebel zauberten, in der hunderte Scheinwerferlampen auf die Frauen und Arbeiter schienen.

Die Polizei gebrauchte den Gummiknüppel. Aber die Frauen fürchteten die schlagende Schupo nicht. Sie brachen mit ihren Kindern an der Hand in die Straße ein. Von überall her liefen sie auf die Schupokette zu. Die Kinder schrien und weinten ängstlich. Die Frauen wurden davon wie rasend, griffen die Schupobeamten an, spuckten und schlugen ihnen ins Gesicht. Einem Schupo flog der Tschako vom Kopf. Er flog in den Lichtkreis einer Bogenlampe, blitzte für einen Augenblick hell auf und versank dann, wie ein Stein im Wasser, in dem Nebel unter der Lampe. Viele Füße stampften ihn breit und formlos. Transparente lagen neben dem Tschako. Auch sie wurden von den Füßen zerstampft.

Die Polizei war überrannt. Die Demonstration befand sich in der Schlagader der Stadt. Autos flohen vor der schwarzen, entschlossenen Schlange in die Nebenstraßen, Straßenbahnen wurden festgekeilt. Frauen riefen nach Kindern, liefen suchend im Nebel umher. Kinder riefen weinend wieder. Aber die Demonstration zog! „Was haben die Erwerbslosen? — Hunger!“ — „Nieder mit dem Mordparagraphen! — Nieder!“

Die Schupo hatte Verstärkung erhalten. Aber die Verstärkung kam zu spät. Die Demonstration war nicht mehr aus dieser Straße zu schlagen. Die Schupo mußte sich darauf beschränken, strengere Ordnung zu halten. Ihre Autos fuhren hart an dem Zuge vorbei, ihn immer enger pressend. Ein Auto setzte sich wieder an die Spitze. Die Sirene heulte. Ein anderes Auto heulte am Ende der Demonstration. Aber allen Lärm übertönten die ausgerufenen Parolen: „Nieder mit dem Mordparagraphen!“ — „Gebt den Erwerbslosen Winterbeihilfe!“

Anna war abhanden gekommen. Maria suchte mit den anderen drei Kindern an der Hand nach ihr. Der Nebel war dünner geworden. Die Sonne klebte in ihm wie ein Blutleck auf einem schmutziggrauen Bettuch. Es war windig geworden. Der Wind jagte den Nebel in Fetzen vor sich her. Wenn die Nebelfetzen nach

oben flogen, konnte man die Demonstration auf viele Meter übersehen. Die Frauen hatten alle entschlossene Gesichter, sie gingen fest und aufrecht. Die Kinder hielten sich krampfhaft an den Händen der Mütter oder an ihren Rücken fest.

Maria fand Anna. Sie ging in einer Reihe, die aus älteren Frauen gebildet war. Sie war einfach mit der Demonstration weitergegangen, als Maria sie verloren hatte. Wie eine erwachsene Frau ging sie mit. Maria reihte sich zu ihr ein.

Die Demonstration stockte. Die Spitze war am Justizgebäude angelangt, das von einem starken Schupoaufgebot abgeriegelt worden war. Der Nebel war jetzt ganz verfliegen. Die Sonne schien hell. Aber sie wärmte kaum noch. Die Dächer waren bereift. Bald wird stärkerer Frost einsetzen, dachte Maria, und es fehlte an Kohlen und warmen Kleidern für die Kinder.

Die Demonstranten sammelten sich in breiter Front vor dem Gerichtsgebäude. Die Demonstration hing wie ein schwarzer Sack an dem hellen Justizgebäude. Transparente stachen über die Köpfe in die Luft, Transparente und rote Fahnen. Der Arbeiter Winter kletterte an einer Laterne hoch, klemmte sich mit den Beinen am Mast fest und hielt so eine kurze Ansprache. Maria sah nur, wie er den Mund bewegte und hörte abgerissene Worte, so weit stand sie nach hinten. Verstehen konnte sie nichts.

Nachdem Winter gesprochen hatte, gingen die geladenen Frauen in das Gebäude hinein. Sie nahmen ihre Kinder mit. Maria drängte sich durch die Menschen. Auch sie brachte die Kinder mit.

Im Flur warteten schon einige Frauen, die nicht mit der Demonstration gegangen waren. Sie waren verängstigt, bewegten sich geduckt, flüsterten.

Der Rechtsanwalt war bereits da. Er gab den Frauen Verhaltensmaßregeln. Er war auch aufgeregt.

Man wollte die Frauen mit den Kindern nicht in den Gerichtssaal hineinlassen. Die Kinder sollten draußen bleiben. Die Frauen wollten sich nicht von ihren Kindern trennen. Die Justizwachtmeister waren darüber ganz kopflos. Es ging gegen ihre Anweisungen, wenn die Kinder mit hineingenommen wurden. Sie wußten sich keinen anderen Rat, als den Vorsitzenden des Gerichts zu holen.

Der Vorsitzende war ein älterer, kleiner Herr, mit weißem Bart. Er war auch aufgeregt, nervös hörte er nach draußen, wo die Demonstration auf die Beendigung des Prozesses wartete. Er schlug den Frauen vor, die Kinder in eine benachbarte Schule zu bringen und sie solange, wie der Prozeß dauert, von Jugendpflegerinnen, die er anfordern wollte, beaufsichtigen zu lassen. Die Frauen waren nicht damit einverstanden. Sie wollten die Kinder mit in den Saal nehmen.

„Aber die Kinder werden doch die Verhandlung stören!“ sagte der Vorsitzende ganz verzweifelt.

Eine Frau antwortete ihm: „Dann hätte man uns nicht vors Gericht stellen sollen. Wo sollen wir die Kinder lassen? Die Männer sind auf der Arbeit!“

Der Vorsitzende schlug ihnen schließlich ein Kompromiß vor. Der Rechtsanwalt trat auch dafür ein. Die Kinder sollten auf dem Flur bleiben, unter der Aufsicht der Jugendpflegerinnen.

Das Gericht konnte nicht eher beginnen, bis die Pflegerinnen da waren. Die angesetzte Zeit für den Termin wurde dadurch um beinahe zwei Stunden überschritten.

Das Gericht schloß sofort Presse und Öffentlichkeit aus. Der Vorsitzende verlas fahrig den Eröffnungsbeschluß. Er hörte auf die Demonstration draußen, von der dann und wann die Losungen herintönten. „Was haben die Erwerbslosen? Nieder mit dem Mordparagrafen!“ Die Demonstration lastete wie ein schwerer Druck auf dem Vorsitzenden. Aber nicht auf ihm allein. Auch der Staatsanwalt war nervös, zuckte plötzlich auf und raschelte laut mit seinen Akten. Es war, als wehrte er sich gegen eine lästige Wespe, die ihn immer wieder anlog.

Eine Beweisaufnahme erübrigte sich. Die Frauen gaben die Abtreibung zu. Sie beriefen sich sämtlich darauf, daß sie aus Not gehandelt hätten.

Draußen wurde die „Internationale“ gesungen. Auf dem Flur sangen einige Kinder mit. Maria hörte ganz deutlich Annas Stimme heraus.

Der Staatsanwalt sprach. Er versprach sich oft. Die Wespe draußen nahm seine Aufmerksamkeit gefangen. Sie wurde immer wütender, sie wurde gefährlich. Sie umflog ihn summend. Sie stieß ganz plötzliche, scharfe Schreie aus. „Hunger!“ — „Mordparagraf!“ — „Gebärmaschinen!“ Er konnte sie verjagen lassen. Er besaß dazu die Macht. Er brauchte hier auch nicht zu sprechen, er konnte ja vertagen lassen. Aber sollte er kuschen, sollte er zugeben, daß er Angst hatte? Es war eine Dummheit vom Gericht, gegen alle Frauen auf einmal zu verhandeln. Nach bewährten Beispielen hätte es gegen die Frauen einzeln verhandeln sollen. Er hatte das unangenehme Gefühl, daß er sich in einer Verteidigungsstellung befand. Welch ein Unsinn, dachte er sofort und wollte lachen. Aber er konnte nicht lachen. Diese verdammte Wespe. Was sie für aufreizende Lieder sang: Wacht auf, Verdammte dieser Erde! Heilig die allerletzte Schlacht! Auf die Barrikaden, Arbeitervolk!

Wofür wohl die Polizei draußen da war?

Er riß sich mit einem Ruck zusammen und sagte: „Wer die gefährlichen Folgen der Abtreibung so tief erlebt wie wir, der muß sagen, daß es im Interesse der Volksgesundheit wichtig ist, daß die Abtreibung nicht unbestraft gelassen wird!“

Das ist doch wieder Verteidigung? Das ist doch kein Angriff! Die Wespe sang und summt. Er mußte an Flugzeuge denken, die sich ganz hoch in die Luft schrauben und dann plötzlich wie eine Bombe herunterschließen. Man hat Angst, sie fallen einem auf den Kopf. Er sah die Frauen an, die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Sie machten gequälte Gesichter beim Zuhören. Die Gesichter waren stumpf, viele lederfarbig. Von den Frauen drang schlechter Geruch zu ihm. Sie werden sich lange nicht gewaschen haben, dachte er.

Er mußte zum Schluß kommen. Er sah, wie der Rechtsanwalt eifrig Notizen machte. Er ärgerte sich über den Rechtsanwalt, über den Eifer, mit dem der notierte. Ganz plötzlich mußte er sich fragen: Hat das denn einen Sinn, diese Frauen zu verurteilen, wenn Tausende unbestraft bleiben? Aber das Gesetz. Das Gesetz mußte geachtet werden!

Der Rechtsanwalt nutzte die Gelegenheit. Er forderte vom Gericht Freisprechung auf Grund des Paragraphen 153 der Strafprozeßordnung, Absatz 2 und 3: „Ist bei einem Vergehen die Schuld des Täters gering und sind die Folgen der Taf unbedeutend, so kann die Staatsanwaltschaft mit Zustimmung des Amtsrichters von der Erhebung der öffentlichen Klage absehen. Ist die Klage bereits erhoben, so kann das Gericht mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft das Verfahren einstellen; der Beschluß kann nicht angefochten werden.“

Damit war der Staatsanwalt aber nicht einverstanden. Er wollte eine Aburteilung.

Der Rechtsanwalt sagte: „Eine Gesetzgebung, deren Auswirkung nur die Arbeiterschaft betrifft und für deren Uebertretung die Besitzenden viel strafwürdiger sind, ist der Gipfel der Unmoral. Es ist der Bankrott der Strafgesetzgebung, hier dreihundert Frauen eines Vergehens wegen zu bestrafen, das eine Million Frauen begehen. Eine solche Rechtspflege schlägt dem Rechtsempfinden des Volkes ins Gesicht. Der Staat, der sie duldet, ist reif, daß er abtritt. Ich fordere den Freispruch der Frauen von Ihnen!“

Der Vorsitzende fragte die Frauen: „Wünscht von den Angeklagten noch jemand das Wort?“

Es meldete sich niemand. Sie warteten alle gespannt und hänge darauf, was das Gericht machen wird. Wird es sie verurteilen?

Der Vorsitzende sagte: „Dann tritt jetzt eine Pause ein, in der das Gericht sich zur Beratung zurückzieht.“ Er erhob sich und ging hinaus. Die Beisitzer und Geschworenen folgten ihm.

Die Frauen sahen nach den Kindern. Sie kamen wieder, waren aufgereggt, bestürmten den Rechtsanwalt mit Fragen. Die Demonstration draußen war still geworden. Alle warteten gespannt auf den Urteilspruch.

Die Beratung dauerte über eine Stunde. Die Frauen befanden sich in einer solchen Erregung, daß einige Fieber bekamen. Ihre Köpfe glühten unnatürlich rot. Sie setzten sich, standen wieder auf, setzten sich wieder und wenn sie saßen, bewegten sie die Oberkörper wie ein Uhrwerk, vor, zurück, vor, zurück. Das machte den Rechtsanwalt ganz nervös. Er ging auf den Flur hinaus. Aber überallhin verfolgte ihn diese Bewegung, in der die gehäufte Angst der Frauen ausgedrückt war.

Endlich erschien das Gericht wieder. Die Justizwachtmeister liefen auf den Flur und riefen die Frauen in den Saal zurück. Aber das Gericht mußte mit der Urteilsverkündung noch warten, weil der

Staatsanwalt nicht da war. Ein Justizwachtmeister bekam vom Vorsitzenden den Auftrag, ihn im Haus zu suchen. Der Staatsanwalt kam mit großen Schritten.

Der Vorsitzende begann zu reden. Die Frauen hörten, den Atem angehalten, zu. Waren sie verurteilt? Waren sie nicht verurteilt?

„Im Namen des Volkes!“ sagte der Vorsitzende.

Die Frauen hatten bittere Gedanken. Wer war das Volk? Sie! Aber in ihrem Namen wurde hier nicht gesprochen.

„. . . alle Angeklagten, die noch nicht vorbestraft sind, erhalten eine Woche Gefängnis!“

Eine Frau schrie gellend auf. Es war die Frau des Lehrers Meier. Ein Justizwachtmeister führte sie hinaus.

„Folgende Angeklagte erhalten . . .“ Der Vorsitzende begann Namen zu lesen, eine lange Liste.

Die Frauen, die nicht vorbestraft waren, wollten zu ihren Kindern hinaus. Unruhe trat ein, die bald Lärm wurde.

„. . . Entsprechende Sühne erachtet . . . Urteil geht ihnen noch schriftlich zu!“ Der Vorsitzende konnte sich in dem Lärm nicht mehr verständlich machen, er schloß die Verhandlung und ging hinaus.

Draußen lebte die Demonstration wieder auf. „Pfui! Pfui!“ wurde gerufen. „Nieder mit dem Mordparagrafen!“ Dazwischen Kommandostimmen: „Weitergehen! Der Bürgersteig muß freibleiben!“

Die Stimme des Arbeiters Winter durchschnitt die Kommandostimmen. „Genossinnen! Genossen!“ Seine Stimme ging im Lärm unter. Die Demonstration war nicht mehr zusammenzuhalten. Sie hatte vier Stunden vor dem Gerichtsgebäude gestanden im Frost. Die Demonstranten waren müde, hungrig und durstig geworden. Die Demonstration löste sich wahllos auf und zerfetzte die Rede Winters, wie am Morgen der Wind den Nebel zerfetzt hatte: „. . . Kampf geht weiter . . . bürgerliche Staat unerbittlich . . . erst proletarische Revolution!“

Die Stimme wurde jäh abgerissen von scharfen Kommandos; die Polizei räumte mit Gewalt den Platz vor dem Gerichtsgebäude.

Am nächsten Tag brachte Müller Maria zum Gefängnis. Sie fuhren gegen Mittag mit dem Zuge hinaus. Das Strafgefängnis befand sich in der Nachbarstadt. Es lag am Rande dieser Stadt, mitten zwischen Aeckern, die, jetzt im November, schwarz und trostlos dalagen. Ein nasser, moderiger Geruch entströmte ihnen. Der Nebel, der auch an diesem Morgen die Städte bedeckt hatte, war nach oben gedrungen und hatte sich als grauer Schleier vor die Sonne gelegt, deren Standort kenntlich war durch einen hellen Fleck.

Müller und Maria schritten schleppend unter diesem grauen Himmel, der wie ein Topfdeckel auf der Erde lastete. Sie sprachen

kein Wort zu einander. Der Weg, den sie gingen, war ein ausgefahrener Landweg mit Pfützen, die ein Fenster von Eis über sich gezogen hatten. Die Wagenspuren waren hartgefroren, die beiden stolperten über sie. Krähen flogen, von den beiden einsamen Menschen aufgescheucht, krächzend hoch. Das Gefängnis baute sich immer deutlicher am Horizont auf. Es lag hinter einer großen Mauer wie ein riesiger Pflasterstein.

Als sie kurz davor waren, sagte Maria leise: „Jetzt bist du wieder mit den Kindern allein!“

Er schreckte aus seinen Gedanken hoch. „Wirst du es aushalten da drin?“ fragte er düster. „Um mich Sorge dich nicht. Ich werde mich schon mit den Kindern durchbeißen. Ich habe es ja fünf Monate lang gemacht!“

„Du mußt noch mal fünf Monate aushalten,“ sagte sie. „Juni bin ich wieder raus!“

„Und du kommst bestimmt wieder zu mir und den Kindern?“

„Ja.“ Sie drückte sich eng an ihn. Er preßte ihren Arm. Es schmerzte, aber sie sagte nichts. Der Schmerz tat ihr zugleich wohl.

Der Eingang zum Gefängnis war ein hufeisenförmiges, schweres Holztor, das mit Eisenlaschen verstärkt war. Müller drückte auf den Knopf der Schelle. Ein älterer Wärter sah heraus und fragte: „Na?“

„Ich möchte meine Strafe antreten,“ sagte Maria. Die Tür öffnete sich. Maria ging hinein. Müller wartete, bis sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte. Dann drehte er sich um und ging denselben Weg zurück, den er mit Maria gekommen war und der ein Umweg war. Das ist ein Zustand, dachte er gequält, da liegt der Arbeiter unten und könnte doch mit einem Ruck alle zum Purzeln bringen, die auf ihm leben!

XVII.

Der Assistenzarzt Dr. Wolter schreibt an die Fürsorgerin.

Liebe Gesinnungsfreundin!

Daß die neue Anstellung Sie mehr befriedigt als die hiesige, habe ich mit Freude, ja Genugtuung gelesen. Sie schreiben, daß man in jener Stadt nicht so prüde wäre in Sexualfragen. Das gibt mir Hoffnung. Die zu ungeheuren Massen zusammengeballte Arbeiterbevölkerung ist eine Macht, an der sich jeglicher Rückschritt die Zähne wie an Granit ausbeißt.

Wir „Kämpfer für eine gerechte Sache“ hier, sind vorübergehend alle k. o. geschlagen. Ich bin, wie Sie, entlassen worden. Winter hat Recht behalten, auf Ihren Dezernenten war kein Verlaß. Vom Ständegericht der Aerzte bin ich zu 100 Mark Strafe verurteilt worden.

Das wäre dort, wo Sie jetzt sind, auch nicht möglich. Strafe für einen Arzt von Aerzten für volksaufklärende Arbeit, die im Interesse der Volksgesundheit steht. Winter ist aus der Erwerbslosenfürsorge ausgestoßen worden. Er verkauft nun Broschüren für seine Partei.

Von ihm interessiert Sie etwas sehr. Winter ist in der vergangenen Woche zu zwei Monaten Gefängnis wegen Landfriedensbruchs verurteilt worden. Dem Prozeß lag der Nazisturm auf unsere Ausstellung zu Grunde. Mit ihm waren die Arbeiter angeklagt, die ihm zu Hilfe gekommen sind. Er ist als ihr Rädelsführer verurteilt worden. In dem Mustersammelhirn dieses Gerichtes hat sich der Vorfall folgendermaßen abgespielt: Winter hat auf die „friedlich“ vorübermarschierenden Nationalsozialisten geschossen. Die so „hinterücks Angegriffenen“ haben sich dann zu den bekannten Ausschreitungen hinreißen lassen, „was menschlich verständlich sei“, meinte das Gericht.

Hauptbeweis für die „Unschuld“ der Nazis war die beweisbare Benachrichtigung der Polizei durch sie. „Wer schuldig ist, ruft nicht die Polizei.“ Meine Achtung vor der Justiz ist durch diesen Prozeß natürlich außerordentlich gestiegen, das können Sie sich lebhaft denken. Wir hatten uns damals den Kopf darüber zerbrochen, w e r die Polizei benachrichtigt hatte, da Winters Genosse, der es sollte, nicht tun konnte, weil ihm die Nazis den Schädel eingeschlagen hatten.

Nun zu mir. Sie schreiben mir, daß ich mehr Rücksicht auf meine Zukunft nehmen sollte. Dazu kurz mein Standpunkt. Ich halte die Aufgabe, einigen hundert Arbeiterfrauen die Gesundheit, ja, das Leben zu erhalten, für wesentlicher als die ängstliche Besorgnis um die persönlich gesicherte Existenz. Ich kann mich nicht von dem einfachsten Arbeiter beschämen lassen, der an die Aufgabe, seine Klasse vom kapitalistischen Joch zu befreien, mit einer Ergriffenheit heranght, die bereit ist, auch das größte Opfer zu bringen, das Leben! Ich stehe als Arzt, der mithilft, Frauenelend und Frauennot aus der Welt zu schaffen, schlechten Falles mit einem Bein im Zuchthaus. Das ist richtig. Aber diese Frauen stehen nicht nur mit einem Bein im Zuchthaus, sondern auch im Grab.

Leben Sie wohl und seien Sie herzlichst begrüßt.

Ihrem Dr. Wolter.

VERLAG NEUER KURS BERLIN

LIEFERBARE TITEL

I

LEO TROTZKI: AUSGEWÄHLTE WERKE I
DIE RUSSISCHE REVOLUTION 1905

334 Seiten , ca. 30 Abb.

13.50 DM

II

E. PREOBRAZENSKIJ: DIE NEUE ÖKONOMIK
Versuch einer theoretischen Analyse
der sowjetischen Wirtschaft

400 Seiten

14.80 DM

III

DIE JUGEND-INTERNATIONALE 1915 - 1918
die elf historischen Kriegsnummern

192 Seiten

12.80 DM

IV

LEO TROTZKI

DER TODESKAMPF DES KAPITALISMUS
UND DIE AUFGABEN DER
IV. INTERNATIONALE
(ÜBERGANGSPROGRAMM)

60 Seiten

2.00 DM

VERLAG NEUER KURS BERLIN